

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Weltbegebenheiten

[urn:nbn:de:bsz:31-262369](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-262369)

Weltbegebenheiten / Bis Juni 1939

Als die gute, hochsommerliche Zeit gekommen war, in der der Hausfreund alljährlich seinen vielen Freunden zu berichten pflegte, was im deutschen Land und draußen in der Welt während der vergangenen zwölf Monate geschehen war, fand er wieder viele aufmerksame Zuhörer, die sich an einem Sonntagnachmittag um ihn versammelten im Schatten der alten Dorflinde. Wohl hatten sie alles tief miterlebt, was in dieser Zeit geschehen war; es hatten sich ja in und um

Deutschland Dinge ereignet, die mancher vor Jahresfrist für unmöglich gehalten haben würde. Aber auch außerordentliche weltgeschichtliche Geschehnisse werden leicht vergessen, wenn ihnen weitere große und bedeutungsvolle Ereignisse folgen. Und so war es doch in den Monaten gewesen, über die der Hausfreund berichten sollte: der entschlossene Wille des Führers hatte das deutsche Volk durch alle Fahrnisse hindurch dem Ziel entgegengeführt, das er sich gesteckt hatte, und das blinde Vertrauen, das die Millionen deutscher Volksgenossen ihm auch in Tagen schwerster Spannung geschenkt hatten, war mehr als reich belohnt worden. Wie oft war

schon in kleinem und größerem Kreise der Dorfbewohner über die einzelnen Ereignisse und über die geniale Sicherheit der Staatsführung Adolf Hitlers gesprochen worden! Soviel man auch in der Zeitung las, in Versammlungen oder im Rundfunk hörte, so sollten doch nochmals hier die Zusammenhänge herausgestellt werden, denn durch den Hausfreund bekam man stets in jeder Hinsicht ein lebendiges Bild, das deutlich erkennen ließ, wie folgerichtig alles gekommen



Der Führer besichtigt die Westbefestigungen. Eintreffen auf Burg Sponeck.
Photo: Karl Müller, Freiburg i. Br.

war und wie sicher der Führer seine Maßnahmen getroffen hatte. Darum war in allen Gesichtern große Aufmerksamkeit und erwartungsvolle Spannung, als der Hausfreund seinen Bericht begann:

„Mitten in einer Welt des Neides, der Heze und Verleumdung hat das deutsche Volk vor wenigen Tagen erst das germanische Fest der Sonnenwende in Frieden und Eintracht gefeiert und damit den Zeitenlauf beschlossen, über den der Hausfreund alljährlich euch berichtet.

Wenn der Hausfreund letztes Jahr sagte, daß heute keine Geschichte mehr gemacht werde ohne uns, geschweige denn gegen uns, so ist diese Voraussage im verfloffenen Jahre in einem Ausmaß in Erfüllung gegangen, wie keiner von uns es zu erahnen wagte. Der letzte Jahresbericht mußte abgeschlossen werden mit der Feststellung, daß Europa sich in einer schweren Krise befand. Die beiden Brandherde einer durchaus möglichen allgemeinen europäischen Verwicklung bildeten Spanien und die Tschecho-Slowakei. Wir sind so glücklich, dieses Mal berichten zu können, daß diese Krisenherde, angefacht von der kommunistischen Internationale und wohlwollend betreut von den westlichen Demokratien Frankreich, England und Nordamerika, ausgetreten worden sind durch den tapferen Einsatz der friedliebenden autoritären Staaten Spanien, Italien und Deutschland. Aber schon haben die Mißgunst und der Unverstand der sogenannten demokratischen Weltverbesserer aus dem Westen künstlich einen neuen Krisenherd geschaffen, aus dem jeden Tag ein neuer Weltbrand emporlodern kann. Darüber hinaus schießt sich England an, aus uns völlig unerfindlichen Gründen, die Achsenmächte einzukreisen. England und Sowjetrußland, sowie Frankreich und Polen und in gewissem Sinne auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben heute eine eindeutig feindselige Haltung gegen Deutschland eingenommen, bedrohen seine Lebensrechte und versuchen mit brutaler Gewalt Deutschland und seinen Freund Italien einzuschüchtern,

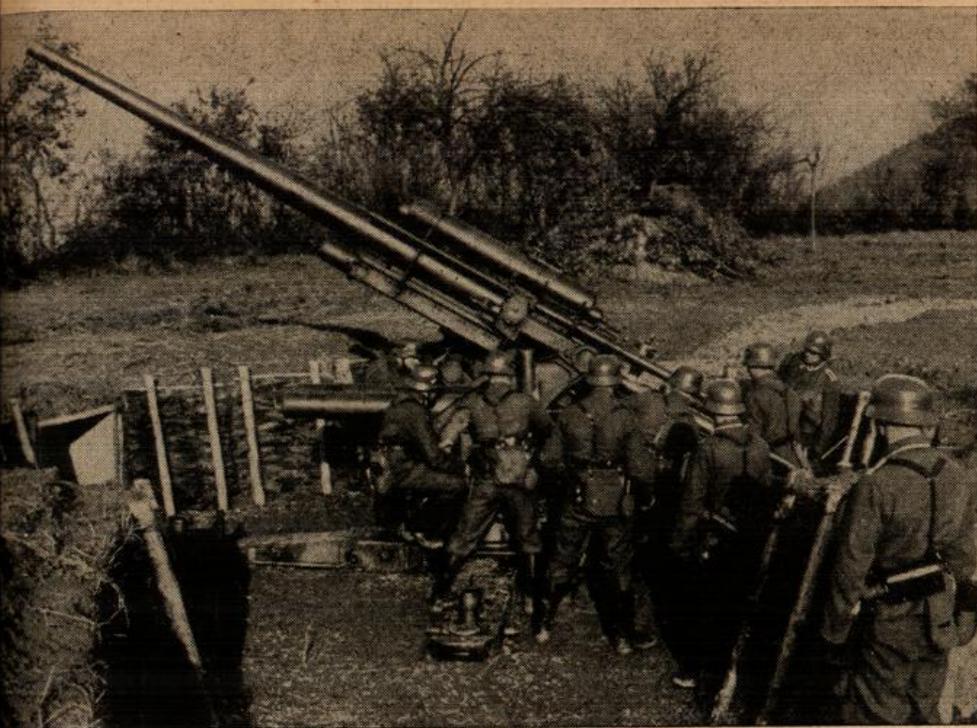
oder wenn das nicht gelingt, durch einen zweiten Weltkrieg niederzuwerfen. Natürlich streitet man es in London und Paris in Warschau sowohl wie in Moskau ernstlich ab, eine sogenannte zweite Einkreisung zu betreiben.

Wie ist es dazu gekommen, daß heute die Gegensätze zwischen den autoritären Staaten und den Einkreisern die sich vor Jahren schon am politischen Horizont abzeichneten, schärfer denn je aufgebrochen sind? Wer trägt die Schuld an dieser bedauerlichen und gefährlichen Entwicklung?

Die Welt, vor allem die angelsächsische hat ein kurzes Gedächtnis. Darum ist es gut, den Ablauf des politischen Geschehens des letzten Jahres noch einmal an unseren Augen vorüberziehen zu lassen, um eindeutig diejenigen festzunageln, die schuld daran sind, daß die an sich friedliebende Menschheit nicht zur Ruhe kommen kann. Betrachten wir zuerst das Schlufstadium und das Ende des spanischen Bürgerkrieges.

Durch die nationalspanische Offensive im Mai und Juni letzten Jahres war das rotspanische Gebiet in zwei Hälften geteilt worden, Valencia und Barcelona wurden aufs schwerste bedroht. Um den Fall dieser beiden Städte zu verhindern eröffneten die Rotspanier im Juli 1938 eine Gegenoffensive am mittleren Ebro. Sie erzielten anfänglich einige Erfolge. Sofort drehte Franco den Vormarsch auf Valencia ab und warf sich mit allen verfügbaren Kräften dem rotspanischen Vorstoß entgegen. Beide Gegner wußten, daß der Schlufakt des kriegerischen Dramas begonnen hatte. Deshalb entwickelte sich die Ebro-Schlacht zum erbittertsten Ringen des gesamten spanischen Krieges. Volle drei Monate, bis in den November hinein, tobte die Ebro-Schlacht, die in vielen Stücken an die Materialschlachten des Weltkrieges erinnerte. Im Spätherbst 1938 erlahmte der rote Widerstand, aber der Winter rief auch dem nationalspanischen Vormarsch ein gebieterisches Halt entgegen. Erst im Dezember, als das Wet-

eine
Rati
Daris
a en
nkre
da
de
ifer
ische
in
schul
liche
fische
st es
esche
il an
affen
, di
fried
kom
das
pani



nsiv
r das
ge
lon
den
ern
1938
Ebro
olge
arsch
allen
chen
zten
Dra
telte
tsten
ges.
nber
vie
des
erbst
aber
ani
Halt
Bet

schützen leichte und schwere Flaks die Sperrtette.

Photo: Die Wehrmacht, Berlin W 8.

besser wurde, konnte nördlich und südlich von Teruel ein neuer nationalspanischer Angriff angelehrt werden, der sich bald zur sogenannten Katalonienoffensive ausweitete. Am 23. Januar 1939 stand Franco bereits 25 Kilometer von Barcelona, am 9. Februar 1939 an der französischen Grenze in den Pyrenäen. 100 000 Rotspanier, von denen mindestens 40 000 wegen Beteiligung an Verbrechen die Rückkehr nach Spanien nicht mehr wagen können, traten auf französisches Gebiet über. Die rote Katalonienarmee war ausgeschaltet, das restliche Spanien um und südlich von Madrid in seinen Hilfsquellen abgeschnitten. Der internationale Kommunismus und seine französisch-französischen Helfershelfer hatte eine ganz entscheidende Niederlage erlitten. Madrid blieb nun nur noch die Wahl zwischen Verzweiflungskampf und Kapitulation. England gab es auf, noch länger die rotspanische Karte zu sehen. Am

27. Februar 1939 erkannte es Nationalspanien an. In Madrid gerieten die roten Brüder hart aneinander. In tagelangen Straßenkämpfen rangen der Kommunistenhäuptling Negrin und die bisher verantwortlichen militärischen Führer Miaja und Cassado um die Macht. Die letzten beiden gingen als Sieger hervor und errichteten die rote Militärdiktatur. Noch ehe diese sich aber zu einem neuen Vorstoß rüsten konnte, setzte Franco an allen Fronten zu einer Generaloffensive an. In Cartagena und vielen anderen im rotspanischen Gebiet liegenden Städten brach der nationale Aufstand los. Feige verließen bei Nacht und Nebel die bisherigen rotspanischen Machthaber ihre verführten Genossen und flüchteten, beladen mit Raub und verfolgt von den Verwünschungen der im Stich gelassenen Rotspanier, ins rettende Ausland. Kraftlos sank der gesamte rotspanische Widerstand in sich zusammen. Anfang April 1939 zog Franco

in die jubelnde Landeshauptstadt Madrid ein. Wenige Wochen später paradierten die Hunderttausende der siegreichen Nationalspanier vor ihrem Caudillo Franco. In ihren Reihen marschierten mit ihre italienischen und deutschen Waffenbrüder, die Freiwilligen der deutschen Legion Condor. Nationalspanien trat dem Antikominternpakt bei und stellte sich somit eindeutig auf die Seite der Achsenmächte.

Groß waren die Opfer des Krieges: 750 000 Zivilisten waren durch den roten Terror umgekommen, 350 000 Mann waren auf rotspanischer, 120 000 auf nationalspanischer Seite gefallen. Insgesamt hatten 1 270 000 Menschen in dem unseligen spanischen Bruderkrieg ihr Leben lassen müssen. Gewiß, der Sieg Nationalspaniens und der Achsenmächte war teuer erkauft. Aber wir wissen, die Helden, die heute in Spaniens Erde ruhen, sind nicht umsonst gefallen. Sie haben dem internationalen Kommunismus einen Schlag versetzt, von dem er sich nicht wieder erholen wird. Zu den Besiegten im spanischen Bürgerkrieg gehören in erster Linie Sowjetrußland, dann aber auch England, Frankreich und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die mit den Kommunisten gemeinsame Sache gemacht hatten. Es ist daher verständlich, daß nach ihrer Niederlage in Spanien die demokratischen Weltbeher ihren ganzen Zorn und Haß gegen die Achsenmächte wandten. Nun versuchen sie, ihnen auf andere Weise beizukommen.

Es war aber keineswegs so, daß die bolschewistischen und liberalistischen Einkreiser das Ende des spanischen Krieges abwarteten, um dann erst einen neuen diplomatischen, wirtschaftlichen und propagandistischen Angriff auf die autoritären Staaten zu eröffnen, sondern sie suchten, als es in Spanien anfang für ihre Sache brenzlich zu werden, einen neuen Krisenherd an, nämlich den tschecho-slowakischen. Die Einkreiser hofften dadurch das Interesse Italiens und Deutschlands von Spanien ablenken oder gar die Achsenmächte voneinander trennen zu können, um nachher mit jedem einzelnen leichtes

Spiel zu haben. Die Diplomatie der damaligen englisch-französischen Entente fuhr dabei mit größter Hinterlist. So am 8. Mai 1938 erfolgte ein gemeinsamer diplomatischer Schritt von Seiten Englands und Frankreichs in Prag. Der Regierung Benesch-Hodza wurde scheinbar angeraten, sich doch mit den Nationalisten, vor allem den Sudetendeutschen, verständigen. Wirklich taten die tschechischen Machthaber auch so, als ob sie wollten und hoben das seit mehreren Monaten schon bestehende Versammlungsverbot auf. Konrad Henlein wurde, schon berichtet, nach London eingeladen. Dort versprach man ihm, die berechtigten Wünsche der Sudetendeutschen zu unterstützen. Prag wandte sich sogar an Rom um von dort Hilfe gegen das „imperalistische“ Deutschland zu erlangen. Der Duce durchschaute das raffinierte Spiel nach welchem Deutschland und Italien verfeindet werden sollten. Kurz und bündig erklärte die „Regime fascista“, Italien keinerlei Sympathie für „frechen Gegner“ habe. Nunmehr ließen London und Paris die Maske fallen. Die englische und französische Presse posierte in die Welt hinaus, Deutschland habe heimlich gegen die Tschechei mobilisiert gehabt und nur durch einen energiegelassen Protest der Regierungen Frankreichs und Englands sei das Dritte Reich davon abgehalten worden, die bedauernswerten schuldslammer von Tschechen zu überfallen. Nur auf diesen englisch-französischen Druck hin habe Deutschland demobilisiert und damit eine vernichtende diplomatische Niederlage erlitten. Nach dem bekannten Motto: Haltet den Dieb! sollten die Mobilisierung der Tschechei und die Mobilisierungsmaßnahmen Englands und Frankreichs begründet und bemäntelt werden. In ihrem Größenwahn durch den Pariser, Londoner und Moskauer Hebel bestärkt, setzte die Regierung Benesch die tschechische Armee tatsächlich auf Kriegsfuß und ließ dem Terror der organisierten tschechischen Kommunisten gegen die Sudetendeutschen freien Lauf. Unsere deutschen Volksgenossen in der Tschechei w

der
nte
Se
infa
n C
Der
inbe
onal
hen,
tsche
sie
en D
nlun
de,
gelad
chtig
um
a R
peri
n.
Syst
Sta
nd b
",
ir
lie
en.
osau
v b
bilif
rgisf
chs
von
ten
erfall
öfif
bilif
nati
kann
ie
Mo
elt m
rch
r He
esch
Krie
nifiz
die
e de
ei m



Gute Kameradschaft zwischen den Besatzungen der Westbefestigungen und den beim Bau beschäftigten Arbeitern.
Scherl Bilderdienst.

in wie Freiwild geht. Grenzverletzungen waren an der Tagesordnung. Das dritte Reich sollte mit aller Gewalt heraufgefordert werden zu übereilten Schritten, wenn möglich dazu, den Krieg zu beginnen. Dann hätte man es wieder einmal nicht gehabt, in die Welt hinauszubrechen: Seht, die deutschen Militaristen wollen keinen Frieden, sie haben den Krieg im Zaun gebrochen! Sogar der Offizier Romano, die Zeitung des Vatikan, sprach den tschechischen Machthabern und den internationalen Drahtziehern seinen feinen Sympathie zu diesem verbrecherischen Beginnen aus. Hohnlachend erwiderte die französische Presse, daß, angesichts der kaum verhinderten deutschen Mobilisierung, die Tschechei keinesfalls vor Ende Juni 1938 demobilisieren könne und werde.

Wie „ernst“ es der Prager Regierung mit der „Verständigung“ mit den im tschechischen Zwangsstaat lebenden Nationalitäten war, bewies sie durch den Erlass eines sogenannten „Wehrerziehungsgesetzes“, demgemäß jeder Staatsbürger vom 6. bis 60. Lebensjahr zu militärischen Dienstleistungen verpflichtet werden konnte. Die Großkundgebung der Slowakei in Preßburg für Autonomie Anfang Juni 1938 offenbarte der Weltöffentlichkeit, daß die tschecho-slowakische Frage nicht nur eine sudetendeutsche, sondern eine Nationalitätenfrage war.

Welchen Kurs die Tschechei zu steuern beabsichtigte, natürlich auf Anraten Englands und Frankreichs, verriet sie dreist mit der Verlängerung der Dienstpflicht auf drei Jahre. In zunehmendem Maße gewann auch der Bolschewismus in der

tschechischen Republik an Boden. Die Betriebsratswahlen Anfang Juni ergaben dort zumeist kommunistische Mehrheiten. Der Pöbel auf den Straßen sang kommunistische Kampf- und Heklieder, die den Führer aufs gemeinste schmähten. Ein amtlicher deutscher Protest hiergegen in Prag blieb ohne jede Folge. Immer wieder wurde die Veröffentlichung des von der tschechischen Regierung dem sudetendeutschen Führer Konrad Henlein zugesagten Nationalitätenstatuts hinausgezögert. Die Spannung wurde von Tag zu Tag unerträglicher. Da entsandte Ende Juli 1938 die englische Regierung Lord Runciman als „Verater“ in die Tschechei. Er sollte „ausgleichend“ wirken. Wie dieser „Ausgleich“ ausfiel, erlebte die staunende Welt schon wenige Tage später. Tschechische Militärfieger überflogen frech die deutsche Stadt Glatz und machten Aufnahmen.

Um diese Zeit traf die Slowaken ein schwerer Schlag. Ende August starb ihr Führer, der greise Pater Hlinka. Ebenfalls Ende August rief die tschechische kommunistische Partei in einem Geheimbefehl zur „Aktion“ gegen die Sudetendeutschen auf. Konrad Henlein sah sich gezwungen, seinerseits zur Selbsthilfe aufzufordern. Rußland baute in fieberhafter Eile seine Befestigungen an der Estnischen Grenze aus. Rücksichtslos wurde die Bevölkerung der Grenzgebiete von dort vertrieben. Gleichzeitig zog Rußland Reserven ein und brachte damit den Friedensstand seiner Truppen auf 5 Millionen Mann. England vermehrte schnellstens das heimatische Luftschuttkorps von 2000 auf 100 000 Mann. Der englische Schatzkanzler Simon ermunterte die Tschechei und Sowjetrußland offen in einer Rede, in der er sagte, daß Großbritannien „im Fall der Fälle“ nicht unbeteiligt bleiben werde. Fast genau so hatte einst der englische Minister Grey sich 1914 nach dem Attentat von Sarajevo ausgedrückt.

Mit der Ruhe des Starken sah Deutschland der wüsten Kriegsbege und den Kriegsvorbereitungen der anderen gelassen zu. Wie alljährlich feierte das

deutsche Volk den Nürnberger Parteitag als eine Demonstration des Friedens der Kraft und der Geschlossenheit der Volksgemeinschaft. In ihren Reden Nürnberg wiesen aber der Führer Generalfeldmarschall Göring als erste Warnung die Kriegstreiber in aller Öffentlichkeit darauf hin, daß die Zeiten der Blockade und militärischen Spaziergänge gegen Rußland endgültig vorbei seien. Sie predigten in allen Ohren. Sowjetrußland konzentrierte seine Truppen bei Kiew. Da ließ der Führer am 12. September 1938 seinen zweiten Warnungsruf ertönen: Deutschland sei nicht gewillt, noch lange mit zusehen, daß Volksdeutsche im Ausland ohne Grund mißhandelt würden. Tschechen antworteten mit dem Ueberlaufen auf das Haus der Sudetendeutschen Partei in Eger und durch feige Mordtaten in Aussig. Am 15. September 1938 machte die englische Regierung bekannt, daß Premierminister Chamberlain den Führer zu einer persönlichen Unterredung auf Berchtesgaden einladen wolle. Diese fand in Berchtesgaden statt. Trotz dieser englisch-deutschen Verständigungnahme trat keine Entspannung ein, denn der tschechische Terror verschärfte sich. Ein Strom sudetendeutscher Flüchtlinge ergoß sich in das Reich. Ende September waren es weit über 300 000. Da erteilte die dritte und vierte Warnung der Achsenmächte. Mussolini setzte sich in einem neuen Brief an Lord Runciman für eine Volksabstimmung in der Tschechei ein. Der Kaiser erklärte in seiner Triester Rede, daß die Achsen bereits seine Stellung gewählt hätten. Alles vergeblich. Herausfordernd schrie die Prager Presse: „Wir sind stark genug, ganz Europa in einen Krieg zu ziehen!“

Um sich gegen die fortgesetzten Mordtaten tschechischer Untermenschen zur Wehr setzen zu können, erließ Konrad Henlein am 18. September den Aufruf zur Bildung des Sudetendeutschen Freikorps. In den wenigen Tagen standen 40 000 sudetendeutsche Männer bereit, um mit Waffe für Leben und Recht ihrer Väter genossen einzutreten. Am 21. September erschienen Abgeordnete der polnischen



ausgedehnte Anlagen tief unter der Erde bieten der Besatzung alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten. Wasserversorgung sichergestellt; alle technischen Notwendigkeiten sind da.
 Photo: Die Wehrmacht, Berlin W 8.

...arte
 ...riede
 ...eit
 ...den
 ...er
 ...er
 ...r W
 ...oda
 ...gen
 ...en
 ...ntri
 ...ieß
 ...sei
 ...Deut
 ...mit
 ...lusch
 ...n.
 ...leben
 ...en P
 ...ordta
 ...38
 ...daz
 ...Fül
 ...z au
 ...esga
 ...ng
 ...rte
 ...achtling
 ...ngarischen Minderheiten, die in der Tschechei lebten, beim Führer und erbaten ersuche Hilfe gegen die wachsenden Verfolgungen, denen auch sie ausgesetzt waren. Inmitten wurde allen Einsichtigen klar, daß die Tschecho-Slowakei, das Kunstprodukt von Versailles, in voller Auflösung begriffen war. Chamberlain aber sowie seine französischen und russischen Freunde wollten doch schließlich diesen Bastard am Leben erhalten, um die Tschechei als Flugzeugmuttere im Kampf gegen das mächtig emporstrebende Dritte Reich jederzeit benutzen zu können. Chamberlain bat daher den Führer um eine neue Unterredung. Sie fand in Godesberg statt. Dort legte Chamberlain, zugleich im Namen Frankreichs, einen Teilungsplan vor, demzufolge die Nationalitäten der Tschecho-Slowakei an ihre Mutterländer angeschlossen werden sollten. Im Interesse des Friedens willigte der Führer in diesen Plan ein. England und Frankreich sicherten zu, die Annahme des

Teilungsplanes in Prag durchzusetzen. Tatsächlich nahm die tschechische Regierung ihn auch bedingungslos an. Damit schien der Frieden gerettet.

Da erließ die tschechische Regierung am 23. September den Aufmarschbefehl. Frankreich und England betrieben ebenfalls mit höchster Eile weitere Mobilisierungsmaßnahmen. Sogar die englische Heimatflotte lief mit unbekanntem Ziele aus.

Nunmehr war des Führers Geduld zu Ende. Am Abend des 26. September stellte er in seiner Rede im Berliner Sportpalast der tschechischen Regierung das Ultimatum, bis zum 1. Oktober den angenommenen Teilungsplan bedingungslos zu erfüllen; Prag habe die Wahl zwischen Krieg und Frieden. Japan ließ amtlich erklären, daß es mit den Antikominternmächten marschieren werde. Buchstäblich in letzter Stunde folgten Frankreich und England einer Anregung des Duce und

des Führers, auf einer Zusammenkunft in München eine Verständigung herbeizuführen. Die Münchner Friedenskonferenz vom 29. und 30. September 1938, auf der sich der Führer, Mussolini, Chamberlain und Daladier trafen, erzwang nunmehr von der Tschechoslowakei die Annahme des Teilungsplanes. Am 1. Oktober 1938 marschierten die Kolonnen der deutschen Armee unter dem Jubel der sudetendeutschen Volksgenossen in die befreiten Gebiete ein. Polen erhielt das Gebiet um Teschen, die Slowakei sollte volle Autonomie, Ungarn nach unmittelbaren Verhandlungen mit der tschechischen Regierung den ihm zustehenden Anteil erhalten. Beneš trat zurück, General Sprovy wurde einstweiliger Staatspräsident. Die geplante Volksabstimmung in der Tschechei wurde nicht durchgeführt, die zum Abtransport bereite englische Abstimmungspolizei konnte ihre Koffer wieder auspacken. Da Ungarn und die Tschechei sich nicht einigen konnten, erging am 7. November 1938 auf ihre Bitte ein deutsch-italienischer Schiedsspruch, der Ungarn diejenigen Volksgenossen wieder zurückgab, die 1919 widerrechtlich von ihm getrennt worden waren.

Raum war die tschechische Krise beseitigt, da begann in der englischen und französischen Presse ein neuer Hetsfeldzug gegen Deutschland. Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Der jüdische Meuchelmörder Grünspan erschoss am 7. November 1938 ohne jeden Grund in Paris den Legationssekretär vom Rath. Spontan erhob sich das deutsche Volk wie ein Mann zu machtvollen Protestkundgebungen und erzwang die Schließung sämtlicher jüdischer Geschäfte in Deutschland. Den in Deutschland lebenden Juden wurde eine Geldbuße von einer Milliarde Mark auferlegt.

Am 4. Dezember 1938 wählten die Sudetendeutschen erstmalig ihre Abgeordneten zum Großdeutschen Reichstag. Ueber 99 Prozent der sudetendeutschen Bevölkerung beteiligten sich an der Wahl. Ausnahmslos gaben sie Konrad Henlein

und seinen Mittkämpfern ihre Stimme und unterstrichen damit deutlich sichtbar, daß sie mit der Politik des Führers, sie befreit hatte, voll und ganz einverstanden waren. Am 11. Dezember des gleichen Jahres wählten die Memeldeutschen ebenfalls ihre Abgeordneten zum Memelländischen Landtag. Auch dort entfielen mehr als 90 Prozent der abgegebenen Stimmen auf die deutsche Liste.

Am 30. Januar 1939, anläßlich des sechsten Jahrestages der nationalsozialistischen Machtergreifung, betonte der Führer in seiner gewaltigen Rede vor dem ersten Großdeutschen Reichstag, daß Deutschland entschlossen sei, den ihm auferlegten wirtschaftlichen Kampf zu meistern und die Judenfrage endgültig zu lösen. Mit aller Schärfe forderte er die Zurückgabe der geraubten deutschen Kolonien und ließ keinen Zweifel daran, daß Italien im Kampf um seine Lebensrechte stets auf die deutsche Unterstützung rechnen könne. Hinsichtlich der internationalen Presseheße erklärte der Führer, daß, wenn diese nicht aufhöre, Deutschland entschlossen darauf antworten werde. Ausdrücklich bekannte der Führer, daß, da triftige Kriegsgründe nirgends vorlägen, er einen langen Frieden glaube. Welchen Kurs der Führer zu steuern willens war, unterstrich er vor aller Welt am 14. Februar 1939 bei dem Stapellauf des ersten Großkampffschiffes der neuen deutschen Flotte, dem er den Namen Bismarck gab. Bismarcks Programm aber war stets gewesen, das steht geschichtlich fest: Sicherung des Friedens!

Raum vier Wochen nach der letzten Rede des Führers in Wilhelmshaven brach die tschechische Regierung erneut einen Streit vom Zaun. Eigenmächtig setzte Prag das Kabinett Tiso in der Slowakei, der im Herbst 1938 volle Autonomie zugesichert worden war, ab. Gleichzeitig begannen wieder die Terrorakte gegen diejenigen Volksdeutschen, die im Dezember 1938 nicht an Großdeutschland hatten angeschlossen werden können, z. B. in Preßburg, Brünn usw. Kommunistische Bande wurden bewaffnet und bedrohten

Stim
 icht
 rs,
 werft
 leich
 n eb
 Män
 n m
 St
 ich
 ziali
 r F
 or d
 m a
 u m
 tig
 er
 Ro
 n, d
 srec
 g re
 onal
 t, we
 entsp
 sdr
 triff
 er
 Bel
 s w
 4.
 s er
 deut
 rd g
 ets
 ten,
 die
 en.
 Der
 Führer
 willfahrte
 dieser
 Bitte.
 am
 15. März
 1939
 begann
 der
 Einmarsch
 der
 deutschen
 Truppen
 in
 Böhmen
 und
 Mähren.
 Beide
 Länder,
 die
 mehr
 als
 ein
 Jahrtausend
 zum
 Heiligen
 Römischen
 Reich
 Deutscher
 Nation
 gehört
 und
 erst
 1818
 künstlich
 aus
 dem
 durch
 die
 Vor
 rüstung
 zusammen
 gefügten
 gemeinschaft
 lichen
 Siedlungsraum
 herausgelöst
 worden
 waren,
 kehrten
 als
 autonomes
 Protek
 torat
 in
 den
 Verband
 des
 Großdeutschen
 Reiches
 zurück.
 Freiherr
 von
 Neurath
 wurde
 Reichsprotector.
 Wieder
 hatte
 der
 Führer
 den
 bedrohten
 Frieden
 gerettet.
 Statt
 dem
 Führer
 dankbar
 zu
 sein,



Merreidische Ferientinder im Schwarzwald.

Photo: E. v. Bagenhardt, Baden-Baden.

einige Monate vorher Leben und Eigen
 um der Deutschen. Die Slowakei erbat
 4. Angend den Schutz des Reiches. Selbst
 s erster tschechische Staatspräsident Hacha,
 er dessen Kopf hinweg die tschechischen
 aufschmerzten, bat den Führer, das Schicksal des
 rd gebauwinisten erneut den Frieden gefähr
 ets ten, bat den Führer, das Schicksal des
 diechischen Volkes in seine Hände zu neh
 en. Der Führer willfahrte dieser Bitte.
 am 15. März 1939 begann der Einmarsch
 der deutschen Truppen in Böhmen und
 Mähren. Beide Länder, die mehr als ein
 Jahrtausend zum Heiligen Römischen
 Reich Deutscher Nation gehört und erst
 1818 künstlich aus dem durch die Vor
 rüstung zusammengefügtten gemeinschaft
 lichen Siedlungsraum herausgelöst wor
 den waren, kehrten als autonomes Protek
 torat in den Verband des Großdeutschen
 Reiches zurück. Freiherr von Neurath
 wurde Reichsprotector. Wieder hatte der
 Führer den bedrohten Frieden gerettet.
 Statt dem Führer dankbar zu sein,

daß er die neuauftauchende Kriegsgefahr
 im Keime erstickt hatte, ertönte aus Lon
 don und Paris ein Wutgeheul sonder
 gleichen. Chamberlain warf dem Führer
 vor, das Münchener Abkommen, zu dem
 sich der Führer wahrhaftig nicht gedrängt
 hatte, gebrochen zu haben. Herr Chamber
 lain befand sich aber in einem Irrtum.
 Nicht der Führer, sondern die Tschechei
 hatte den Vertrag gebrochen, und ihr
 rechtmäßiger Staatspräsident, nämlich
 Hacha, ausdrücklich von sich aus, dem
 Führer das Schicksal des tschechischen Vol
 kes vertrauensvoll in die Hände gelegt.
 Dennoch fafelte man in London und Pa
 ris, daß auch Rumänien demnächst von
 Deutschland „überfallen“ werden würde.
 Der englische Seelord der Admiralität,
 Stanhope, gab den Befehl, alle Luftschutz
 stationen zu besetzen, als ob die deutschen
 Bomber schon unterwegs wären. Auch
 Polen sollte ein deutscher „Ueberfall“
 drohen. Der polnische Außenminister Bed

reiste schleunigst nach London ab, um sich an der Themse „Rat und Hilfe“ zu holen gegen den angeblich von Deutschland geplanten Handstreich auf den Korridor und Danzig. Wieder einmal sollten die deutschen Armeekorps in Marsch gesetzt worden sein. Was aber war in Wirklichkeit geschehen?

Deutschland schloß mit Litauen einen Staatsvertrag, demzufolge das 1923 geraubte Memelgebiet wieder zum Reiche zurückkehrte. Gleichzeitig traf Deutschland mit Rumänien ein Handelsabkommen. Das war der „Ueberfall“ auf Polen und Rumänien!

Als in Albanien infolge der Mißwirtschaft seines Königs Zogu Unruhen ausbrachen und das albanische Volk Italien um die Entsendung von Truppen bat, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, und der Duce dem Folge leistete, da geriet die englische Regierung vollends aus dem Häuschen. Voll moralischer Entrüstung gab Chamberlain für Polen, Rumänien und Griechenland einseitige Garantieerklärungen ab, um ein für alle Male den „räuberischen Ueberfällen“ der „Angreiferstaaten“, — er meinte damit wahrscheinlich Deutschland und Italien —, einen Damm entgegenzusetzen.

Der Judenfreund Roosevelt, der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, tutete in das gleiche Horn und erließ eine telegraphische „Botschaft“ an den Führer, in welcher er den deutschen Reichskanzler aufforderte, sofort Garantieerklärungen für 31 Staaten von Finnland bis Persien abzugeben. Der Führer gab bekannt, daß er Herrn Roosevelt persönlich antworten werde. Zuvor aber feierte das deutsche Volk den 50. Geburtstag seines Führers in Dankbarkeit, Liebe und stolzer Freude. Am 28. April 1939 trat der Großdeutsche Reichstag zu seiner zweiten Sitzung zusammen. Vor den Vertretern des großdeutschen Volkes hat der Führer Herrn Roosevelt geantwortet, und die ganze Welt hörte an den Radioapparaten diese Antwort mit. Sie war eine einzige moralische Hinrichtung des jüdenhörigen Roose-

velt, der Herrn Wilson seligen Angekens nachzuäffen versucht hatte. Die Antwort des Führers stellte Herrn Roosevelt das Zeugnis aus: Geographie ungenügend, Geschichte völlig ungenügend. Auf den Leim von 1918 kriecht das deutsche Volk nicht mehr!

Um aber der Welt dennoch durch Tat zu beweisen, daß Deutschlands Nachbarn, wenigstens von uns, nicht bedroht sind, schloß der Führer mit Lettland, Estland und Dänemark Angriffs-Verträge ab. Schweden,wegen und Finnland erklärten ausdrücklich, daß es eines solchen Paktes nicht dürfe, da sie sich keineswegs von Deutschland bedroht fühlten. Da Holland, Belgien und die Schweiz vom Führer bereits vor Jahr und Tag ausdrückliche Garantieverklärungen erhielten, nach Regelung der Saarfrage zwischen Deutschland und Frankreich, ebenfalls nach den Worten des Führers, Streitfälle nicht mehr zwischen Deutschland mit Italien, Jugoslawien und Ungarn in engster Freundschaft lebt, mit Polen ebenfalls der zwischen dem Führer und Pilsudski abgeschlossene Freundschaftsvertrag noch Geltung und außerdem mit England ein Flottenabkommen von 1935 in Kraft unterstrichen durch die gemeinsame gemeinsame Erklärung, daß Deutschland mit England nie wieder zu einem Krieg gegeneinander schreiten würden, konnte der Angriffsgelüsten Deutschland überhaupt keine Rede sein. Wenn Chamberlain daher einseitige Garantieerklärungen abgab, dann verstieß England gegen Sinn und Geist des Flottenpakt von 1835 und die Münchner Uebereinkunft von 1938. Nicht Deutschland, sondern also bestehende Verträge gebrochen, sondern England. Das gleiche gilt von Polen, das, obwohl der Freundschaftsvertrag mit Deutschland noch bestand, bereits erklärte, jederzeit für England gegen jeden möglichen Gegner zu Felde ziehen. Wenn daher der Führer am 28. April nunmehr seinerseits den Polen- und Flottenvertrag für nicht mehr bestehend erklärte, dann handelte er

folgerichtig. Wenn Deutschland und Italien ihrerseits vor wenigen Wochen einen Bündnisvertrag abschlossen, in dem sie sich gegenseitige Hilfe und Unterstützung in Krieg und Frieden zusicherten, so war dies eine naturnotwendige Sicherheitsmaßnahme gegen den Ring der Einkreisung, den England um die autoritären Staaten zu legen versucht. Frankreich, Polen und die Türkei, gefördert durch den englischen Mammon, schwimmen heute schon völlig im Fahrwasser der britischen Einkreisungsfregatte. In Moskau wird augenblicklich eifrig verhandelt. Wieder wollen der britische Wal und der russische Bär eine Ehe eingehen wie schon einmal im Jahre 1907. Wir befürchten aber, daß aus dem Bund der Einkreiser nur politische Mißgeburten das Licht der Welt erblicken werden. Um sein Bündnis den bereits vorhandenen und zukünftigen Einkreisungspartnern möglichst wertvoll zu machen, hat England sogar die allgemeine Wehrpflicht eingeführt; das Gesetz sieht vor, daß 1. alle 20jährigen auf $\frac{1}{2}$ Jahr eingezogen und ausgebildet werden, 2. der König unter Ausschaltung des Parlamentes beliebig viele Reservejahrgänge einberufen kann, 3. die Rüstungsgewinne der Industrie und des Handels auf ein Mindestmaß beschränkt werden.

Wir lassen uns durch die englischen Einkreisungsversuche nicht im mindesten einschüchtern. Fürchten tun wir uns wahrhaftig nicht. Im Westen steht der Wall aus Stahl und Beton, im Osten ebenfalls. Hinter diesen Wällen aber stehen das deutsche Volk in Waffen und wartbereit auf unseren Flugplätzen die gewaltigste Luftflotte der Welt.

Was der heutige deutsche Soldat zu leisten im Stande ist, haben die Freiwilligen der deutschen Legion Condor in dem nahezu dreijährigen spanischen Bürgerkrieg unter Beweis gestellt. Ihr Heldentum ist nur vergleichbar mit der Tapferkeit der deutschen Frontsoldaten im Weltkrieg. Die Erinnerung daran dürfte bei unseren ehemaligen Kriegsgegnern wohl noch nicht ganz vergessen sein. Ueber welche hervorragende Ausrüstung das

deutsche Heer verfügt, bezeugten die machtvollen Paraden in Berlin anlässlich des Geburtstages unseres Führers und beim Besuch des Prinzregenten Paul von Jugoslawien.

Wir sind überzeugt, daß die Bäume der Einkreiser nicht in den Himmel wachsen werden. Das stolze Albion vor allem hat in seinem Weltreich der Schwierigkeiten und Aufgaben genug. Es sei nur erinnert an den Freiheitskampf der Araber in Palästina, die nun schon fast zwei Jahre sich erbittert den englischen Vergewaltigungen entgegenstemmen. Wie leicht kann diese heute noch auf Palästina beschränkte Auseinandersetzung auf den gesamten Vorderen Orient übergreifen, der vorwiegend von einer mohammedanischen Bevölkerung bewohnt wird. Desgleichen sei hingewiesen auf die Spannungen im Fernen Osten, wo Japan in China noch immer um die Sicherung seines Lebensraumes kämpft und zu verhindern sucht, daß die nahezu 500 Millionen Chinesen der Pest des internationalen Kommunismus anheimfallen. Dort hat England seine Pflöcke schon beträchtlich zurücksteden müssen, nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in politischer und moralischer Hinsicht. Wie sehr das einstmals so unbestrittene britische Ansehen in der Welt gesunken ist, wird daran offenbar, daß England tatenlos der Blockierung Tientsins durch japanische Truppen zusehen muß. Diese Ohrfeige hat Großbritannien einsteden müssen; denn Japan ist nicht Palästina.

Es ist uns unbegreiflich, warum sich England heute gegen die Achsenmächte, insbesondere gegen Deutschland stellt. Eine einzige Streitfrage besteht zwischen uns, nämlich die der Kolonien. Ist dieser vorletzte Rest von Versailles wieder gutgemacht, dann sind wir gerne bereit, gleich Bismarck, England gegenüber zu erklären, daß wir endgültig zufriedengestellt sind.

Das letzte Unrecht von Versailles ist die Danziger Frage. Danzig ist eine deutsche Stadt und will zum Reich. Mag Polen sich dagegen wehren

wie es will, mag es sich aber auch davor hüten, sich von England als Festlandsdegen mißbrauchen zu lassen, um für den britischen Händler die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Denn: Wer Deutschlands Lebensrechte nicht bedroht, wird auch von uns nicht bedroht. Aber, für uns gilt auch heute noch Bismarcks Wort: Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt!"

Als der Hausfreund blitzenden Auges und mit bewegter Stimme geendet hatte, war zunächst eine tiefe Stille unter den Leuten, die ganz im Bann der im Geiste nochmals durchlebten großen Ereignisse

des abgelaufenen Berichtsjahres waren. Dann aber dankte man dem Hausfreund mit freudigen und begeisterten Zurufen, die sich besonders auf seine kraftvollen Schlussworte bezogen. Es gab sich ganz von selbst, daß einer der Zuhörer unter der Dorfblinde auf den von Gott begnadeten Führer des deutschen Volkes ein dreifaches Siegheil ausbrachte, das bei den Anwesenden ein kräftiges und freudiges Echo fand. Dann zogen die Zuhörer des Hausfreunds davon nach ihren oft weit abgelegenen Behausungen. Ihre Lieder tönten auf und verklangen allmählich in der Ferne. —

Drei Furchen / Von Friedrich Griefe

Bei uns hier oben wird von einem Jahr erzählt, das für die Dörfer sehr hart war. Das Land hatte einen Krieg überstanden, es war nicht gut damit ausgelaufen, und nun mußten sie damit fertig werden. Es gab Armut und Elend genug, mancherlei Lockerung der Sitten, vor allem unter den Jugendlichen, und hier und da gab es auch Unfrieden unter den Dorfleuten.

Der Herbst jenes Jahres war sehr regnerisch, die junge Saat verkam unter den Bächen und kleinen Teichen, die sich überall auf den Äckern bildeten, das nächste Jahr verhiess also noch mehr Armut. Was das bedeutete, wußten die Dorfleute; Sittenlosigkeit und Unfrieden würden dadurch nur noch größer werden.

Von einem der Dörfer wird nun erzählt, daß es sich bis dahin noch am besten gehalten hatte. Die Dienstleute verließen ihre Arbeit zwar auch, wenn sie gerade Lust dazu hatten, man mußte froh sein, wenn sie sich nur wieder einstellten, und zuweilen taten sie das ja auch. Es gab auch hier genug arme Leute, aber man half sich untereinander, man hielt Frieden, und wenn einer es doch anders im Sinn hatte, mußte er bald wieder davon ab-

stehen, er fand wenig Zuhörer. Die Leute da fragten sich freilich oft, wie lang dieses gute Wesen wohl noch anhalten werde. Sie waren ja nicht allein auf der Welt, von anderen Dörfern hörte man immer wieder Schlimmes, und ein Tages würde sich das wohl nicht mehr von der eigenen Dorffeldmark abhalten lassen. „Lange werden wir nun wohl nicht mehr für uns bleiben können“, sagten sie.

An einem Nachmittag sah eine Katerfrau aus diesem Dorf etwas sehr Seltsames. Sie stand hinter dem Stall, wollte der Kuh für den Abend Streu unterwerfen und wurde auf einem der Äcker einen Mann gewahr, der da jetzt noch pflügen anfangen wollte.

Darüber wunderte sich die Frau. Vor Regen der vielen Tage war der Boden noch viel zu weich, als daß der Mann etwas hätte schaffen können, und auf dem dem ging es ja schon auf den Abend. Sie blieb neben dem Stall, sah sich den Mann weiter an und wartete, wie die Sache wohl auslaufen werde.

Nach einer Weile kam eine der Nachbarinnen über die Straße. Sie hatte den Pflüger auch schon gesehen, und obendre-

hatte sie ihn erkannt. „Fohl ist es“, sagte sie. Die Katenfrau sah hinüber, nun erkannte sie ihn auch; ja, es war der alte Fohl.

Es wurde schon dämmerig, ein Abend, grau und schwer von Nebeln, man konnte die Dinge kaum noch erkennen. Der Wind trieb die Schwaden immer wieder auseinander, und wenn der Mann in einem solchen Augenblick gerade in einer Lücke war, sahen sie ihn. „Was hat er denn heute abend noch im Sinn?“ fragte die Katenfrau.

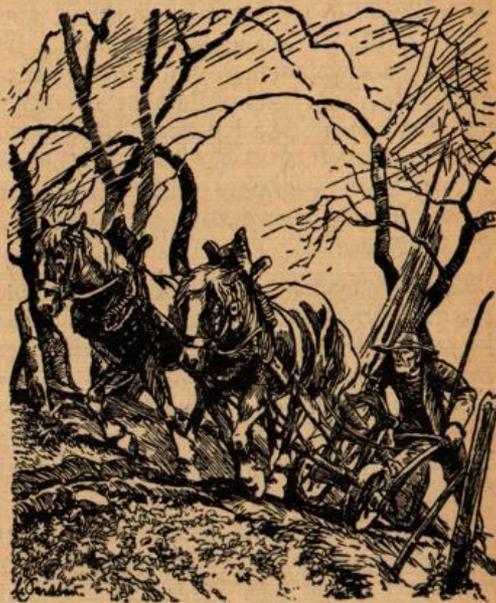
Was sie nicht wußten, war, daß der alte Fohl vor einer Stunde neben der Stalltür gestanden hatte. Er fand da Pferde, und niemand war bei ihnen, der die Aufsicht über sie gehabt hätte. Der Knecht war wohl in das Dorf gegangen, zu einem andern Knecht, vielleicht zu seinem Mädchen, die Tiere würden unterdes ja nicht in der Erde verschwinden. Fohl fand sie, und unter dem Schuppendach sah er den Pflug.

Der Stall lag am Ende des Dorfes, hier fiel das Land zu einem Bach hin ab, und plötzlich merkte Fohl, daß er ganz im Nebel stand. Er sah kaum noch das Hofhaus, und von den Menschen da herüber hörte er nichts mehr, es war wie eine Wand um ihn herum, er war gleichsam ganz allein auf der Welt.

Fohl dachte an die Zeit, wie sie geworden war, an dieses Jahr und an diesen Herbst. Er erinnerte sich daran, daß früher niemals ein Knecht seine Pferde allein gelassen haben würde, um erst einmal zu seinem Mädchen zu gehen, und dann mußte das gerade auf seinem Hof geschehen. Wenn man allerlei alten Erzählungen glauben wollte, war ein Fohl der erste gewesen, der hier die drei Pflugreihen in die Erde gelegt hatte, um so sein Eigentum von allem übrigen abzugrenzen. Er dachte jetzt an sein Dorf, das bis dahin noch gehalten hatte, und dann ging er in tiefen Gedanken zum

Schuppen, zog den Pflug unter dem Dach heraus und spannte die Pferde davor. Als der Knecht zurückkam, standen die Tiere nicht mehr an ihrem Platz, sie waren auch nicht im Stall. Er machte deswegen aber kein großes Geschrei, sie würden sich schon wieder einfänden.

„Es ist Fohl“, sagte die Katenfrau zu der Nachbarin. Wieder kam er aus den



Der Mann pflügte nicht so wie das Feld verlief.

Nebeln heraus, die hinter ihm herfladerten. Nun aber sahen sich die beiden Frauen völlig erstaunt an, sie wußten nicht mehr, was sie aus der Sache machen sollten. Der Mann da pflügte nicht so, wie das Feld verlief; er zog mit dem Gespann quer durch die Äder und traf dabei auch junges Saatland, das für das nächste Jahr schon hergerichtet war. Weil sie irgendeine Erklärung suchten, sagten sie: „Er meint wohl, daß noch mehr Regen kommt, und da will er nun Abläufe für das Wasser machen.“

Da jedoch überstieg das, was sie weiterhin sahen, ihren Verstand; sie warfen die Hände über den Kopf und ließen sie langsam wieder sinken. „Oh“, sagten sie nur,

und dann sahen sie sich um nach anderen Zuschauern, sie standen aber allein auf der Dorfstraße. Sie sahen, daß der abendliche Pflüger jetzt durch das anliegende Feld zog; da war junger Klee, und sie wußten, daß der nicht ihm gehörte, der Nachbar hatte da seine Äcker.

Nach einer Weile meinten sie, daß Fohl nun wohl umgekehrt sei. Der Nebel wehte hin und her, und wenn dort, wo sie den Mann jetzt vermuten mußten, eine Lücke entstand, sahen sie ihn nicht. Er mußte da angekommen sein, wo der Weg durch die Felder zum Nachbardorf ging, und sie sagten: „Er hat den Pflug wohl nur herangeholt, weil der morgen an einer andern Stelle gebraucht wird. Jetzt wird er die Pferde abspannen und sie in den Stall bringen.“

Darauf wollte die Nachbarin an ihre eigene Abendarbeit gehen, aber da sahen sie den Pflüger drüben auf den jenseitigen Äckern des Dorfes. Er zog noch immer mit seinem Gespann querdurch. Sie sahen, überdachten, was sie sahen, und dann sagten sie: „Er pflügt rund um das Dorf herum.“

Als die Frauen ihn noch einmal in den ziehenden grauen Schwaden gewahr wurden, hielt er vor dem Bach. „Da kommt er nicht hinüber“, sagte die Katenfrau.

Nein, über den Bach kam er ja nicht, er wollte es aber auch nicht, er wendete, und nun pflügte er wieder zurück. Er legte die zweite Pflugfurche neben die erste, und wenn es so weiterging, mußte er auf der andern Seite der Äcker abermals vor den Bach kommen.

Die Frauen fanden keine Erklärung für ein solches Tun. „Dies haben wir nun erlebt“, sagten sie. „Und jetzt sahen sie den Pflüger nicht mehr, die Nebel deckten alles zu.“

Es war ein rauchiger Abend, und um Fohl herum stand es wie undurchdringliche Wände. Zuweilen tauchte etwas vor den Tieren auf, breit und dunkel, weit ausladend; es war ein Baum, der mitten auf den Äckern stand. Wenn es nach dem

Dorf zu ein wenig Sicht gab, ahnte da Häuser und Ställe, niedrig, eine einzige unübersichtliche Ansammlung. Hier und da sah er dann schon einen hellen Schein, ein Knecht ging da wohl mit der Laterne über den Hofplatz. Dann wurde alles wieder undeutlich, es verschwand hinter den grauen Ballen; nur der Pflug und die Tiere waren noch da, und hinter ihm blieb die Furche zurück.

Die Tiere schnaubten, aber sie gingen ruhig, sie hatten nun schon die zweite Furche neben sich. Wenn ein niedriger Aderrain kam, warfen sie die Köpfe auf, Fohl hob den Pflug an, um über die Erhöhung wegzukommen, und dahinter lag er das Eisen wieder in die Erde greifen. Es gab nichts anderes für ihn als das eine: daß dieses Dorf wieder einmal eine böse Zeit hatte und sich gegen die aufkommenden Unfrieden wehren mußte.

Als der Pflüger zum drittenmal zurück kam, sah er den Bach, den er nun schon zweimal vor sich gehabt hatte. Inzwischen hatte sich mehr Wind aufgenommen, und die Nebel wehten auseinander, schwebten sie hinter dem Bach zusammen, und Fohl sah die Lichter des Dorfes. Er hörte Stimmen, von seinem Hof waren viele Leute unterwegs, die ihn und die Tiere suchten. Alles, was er beim Pflügen vermissen hatte, fiel ihm nun ein, da er Menschen hörte. „Ja“, sagte Fohl, „so ist es.“ Ein nebliger Abend, ein schwerer Herbst für das kleine Gemeinwesen, immer wieder kamen solche Zeiten für die Dörfer. Aber er mußte nun noch umkehren, sie würden sein Tun ohne schon sonderbar genug finden.

Was war geschehen? Es war das erste Mal, daß einer aus dem Geschlecht der ältesten Bauern an diesem Abend die Pflugfurchen um sein Dorf gelegt hatte, zum Bach hin und wieder zurück. Am nächsten Tag würde jeder sie besichtigen können. Breit und tief lagen sie da, aufgewühlter rauher Graben, der die Feldmarken abgrenzen und in dem Bogen die Ordnung und der Frieden eines Dorfes wohnen sollten.

Durchs Badnerland marschieren wir

Von Wolffhardt

Als die SA. zu marschieren begann, besaß sie noch kein eigenes Lied. Sie sang, was das deutsche Volk sang und zum Marschieren taugte. Sie sang mit Vorliebe die Lieder, welche das Heer aus den Schützengräben, das Freikorps aus den Grenzlandkämpfen mit in die Heimat gebracht hatten.

Das Rehlein.

Im grünen Wald, da wo die Drossel singt und im Gebüsch das muntre Rehlein springt, wo Tann und Fichten stehn am Waldessaum, erlebt ich meiner Jugend schönsten Traum.

Das Rehlein trank wohl aus dem klaren Bach, indes der Ruckuck aus dem Walde lacht. Der Jäger zielt schon hinterm Tannenbaum: Das war des Rehleins letzter Lebensraum.

Betroffen war's und sterbend lag es da, das man vorher noch munter hüpfen sah. Da trat der Jäger aus des Waldes Saum und sprach: „Das Leben ist ja nur ein Traum.“

„Die Jugendjahre, die sind schon längst entflohn, die ich verlebte als junger Weidmannssohn.“ Er nahm die Büchse, schlug sie an ein Baum und sprach: „Das Leben ist ja nur ein Traum.“

In diesem Wortlaut war das „Rehlein“ beim ersten Badischen Leibgrenadier-Regiment 109 im Weltkrieg viel gesungen worden. Es heißt auch das „Schwarzwaldlied“, und viel spricht dafür, daß es im Schwarzwald auch seine Wiege hat, obwohl es eins jener Lieder ist, die keinen beglaubigten Geburtschein vorzeigen können. Der Schönauer Bauernsohn Albert Leo Schlageter hat es sein Lieblingslied genannt, sicherlich, weil es ihn so sehr an die schwarzen Wälder der Heimat erinnerte. Wie oft mag er es in den Kriegs- und Nachkriegsjahren mit den Kameraden gesungen haben, im flandrischen Unterstand, im litauischen Dorfquartier! In den ersten nationalsozialistischen Kampfsjahren war es eines der meistgesungenen Lieder.

War dies Jägerlied unverändert von Soldaten, Freikorpskämpfern und SA-

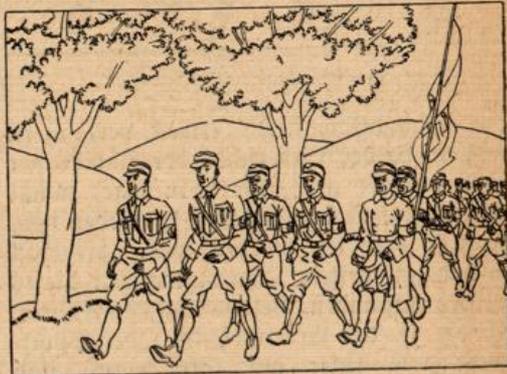
Männern übernommen worden, so steht es schon anders mit einem zweiten Lied:

Auf, auf zum Kampf! Zum Kampf sind wir geboren. Auf, auf zum Kampf! Fürs deutsche Vaterland! Dem Adolf Hitler haben wir geschworen, dem Adolf Hitler reichen wir die Hand.

Es steht ein Mann, so fest wie eine Eiche. Er hat gewiß schon manchen Sturm erlebt. Vielleicht ist er schon morgen eine Leiche, wie es schon manchem Freiheitskämpfer ging.

Wir fürchten nicht der Schupo Gummitzüppel! Wir fürchten nicht die rote Diktatur! Zum Freiheitskampf erheben wir die Waffen! Parole heißt: die deutsche Revolution.

An diesem Lied war schon bald der ursprüngliche reine Soldatentext nicht nur



Die SA. sang mit Vorliebe die Lieder aus dem Schützengräben.

geändert, sondern auch erweitert worden. So hat, um noch einige Beispiele zu nennen, der heutige Führer der SA.-Brigade Schwarzwald-Nord, Oberführer Paul Dorr, im Jahre 1925 — er war damals Führer der SA. Düsseldorf und im Zivilberuf Bankbeamter — folgendes neue Gesäß dazugedichtet:

Wir kämpfen nicht für Bank- und Börsenknechte, wir kämpfen nicht fürs Judentkapital, wir kämpfen für die deutschen Arbeitsrechte, sind Sozialisten und sind national!

Die neuen Verse wurden von Dr. Goebbels-Elberfeld persönlich anerkannt und fanden, allerdings vielfach geändert (Börsenschieber, Börsenfürsten u. a.), den

Weg ins Reich. Wenig später schuf, unabhängig davon und doch mit erstaunlich gleichen Gedanken, der Hamburger SA-Mann Paul Pann das Gefäß:

Wir kämpfen nicht fürs Gold der Millionäre,
der Juden Kapital ist unser größter Feind.
Wir kämpfen nur für unsres Volkes Ehre,
für Deutschlands Zukunft kämpfen wir vereint.

Auch diese Verse haben weite Verbreitung gefunden. Der Verfasser hatte



„Im Sachsenland marschieren wir.“

das „Hauptkampflied“ etwas verlängern wollen, da der Liederchor der Hamburger SA, damals noch sehr klein war, zumal ein zweites viel gesungenes Lied eben vom Führer verboten worden war. Überall sind dann weitere Verlängerungen dieses Liedes entstanden, Gefäße auf den Führer, für die SS, den Arbeitsdienst. Oder Spottverse wie jener auf Stresemann und Severing:

Wir fürchten nicht den Zorn der Stresemannen,
wir fürchten nicht die Severing-Polizei;
zum Freiheitskampf erheben wir die Waffen,
Parole heißt: Die Hitler-Revolution.

Oder Verse auf das Uniformverbot des Preussischen Innenministers Waentig vom 11. Juni 1930:

Dort in Berlin, da fängt man an zu beben.
Dort in Berlin herrscht längst schon große Not.
Herr Waentig hat sich endlich drin ergeben
und unterschrieb ein Uniformverbot.

Was kümmert uns ein Waentig und Genossen?
Wir fürchten nicht die Hölle und den Tod.
Zum Widerstand sind wir ja fest entschlossen,
Drum stört uns auch kein Uniformverbot.

Wollte man noch mehr neue Texte zu diesem einen alten Soldatenlied anführen,

so könnte man leicht ein ganzes Büchlein damit füllen; auch der erschossene Horst Wessel und Schlageters Opfertod sind in solchen Zusätzen besungen.

Neben jenen Liedern, die, teils unverändert, teils verändert und erweitert, von den Sturmkolonnen übernommen wurden, gibt es nun auch solche, die nur die Singweise behalten haben, aber nichts vom alten Wortlaut. Ein solches ist das folgende:

Durchs Badner Land marschieren wir,
für Adolf Hitler kämpfen wir,
die rote Front, schlägt sie entzwei!
SA marschiert. — Achtung! — Die Straße frei!

So stehen wir im Kampf allein,
durch Blut geschweigt sind unsre Reihn,
den Blick nach vorn, die Faust geballt,
die Straße laut von unserm Schritt erhallt.

So manchen braven Kamerad
legten wir schon ins kühle Grab;
wenn auch so manches Auge bricht:
Wir fürchten Reichsbanner und Rotfront nicht!

Und ist der Kampf auch noch so schwer,
wir wanken, weichen nimmermehr.
Wir fordern Freiheit, Recht und Brot,
für Deutschlands Zukunft gehn wir in den Tod!

Durchs Badner Land marschieren wir,
für Adolf Hitler kämpfen wir,
die rote Front, schlägt sie entzwei!
SA marschiert. — Achtung! — Die Straße frei!

Dieses in der Kampfzeit so oft erklingene SA-Lied hat nicht nur seinen beglaubigten Geburtschein, sondern kann außerdem noch manche Vorfahren aufweisen. Es stammt vom Argonnerlied ab, und dieses kann zurückgeführt werden im Ton auf die „Regimentsmarie“ („O Regiment, mein Heimatland“), im Wort auf „Im Feindesland (In Kiautschau... — in China einst... —) um Mitternacht“, dessen Ahne wiederum Hauffs Lied von der Wache um Mitternacht ist.

Aber nun in die Kampfzeit. Wir sind in Chemnitz und schreiben das Jahr 1928. Der jugendliche Handlungsgehilfe Herbert Hammer hörte sich als Mitglied der Kommunistischen Jugend eine Rede des Propagandaleiters Goebbels über „Lenin oder Hitler“ an. Begeistert meldete er sich

in Leipzig zur SA. und hat in ihr seither treu dem Führer gedient. Schon mit ein- und zwanzig Jahren wurde er (im Jahre 1931) zum Sturmbannführer befördert, so daß er eines Tages wegen seiner Jugend dem Führer auffiel und als Anerkennung einen besonders kräftigen Händedruck bekam. Das war ihm schönster Lohn für alle seitherige Mühe; Opfer auf Opfer hatte er in all den Jahren gebracht, viermal allein hatte der Kampf mit den Roten sein Blut gefordert; nun aber war er, wie er selbst schreibt, restlos glücklich.

Dieser SA.-Führer Hammer befand sich einst im Jahre 1929 mit seinen Kameraden auf einem Nachtmarsch. Wie so oft schon, wurde das Argonnerlied angestimmt. Kaum aber war es verklungen, als einer der Kameraden bedauerte, daß die SA. keinen eigenen Text für dieses Lied besaß. Es sang von französischer Landschaft statt von deutscher Erde, von Waldgefechten gegen französische Feinde statt von Straßenschlachten gegen verhetzte Volksgenossen. Das war die Geburtsstunde des Liedes, denn Hammer machte sich sogleich daran, die richtigen SA.-Worte zu finden. „Im Sachsenland marschieren wir“ sang bald die Leipziger SA.; dann aber trat das Lied auf den Lippen wandernder SA.-Männer seinen Marschweg in alle deutschen Lande ein: „Ins Frankenland — Durch Groß-Berlin — Im Badner Land — An Rhein und Ruhr — Nach Pommerland — Im deutschen Land marschieren wir!“

Und schließlich ist das Lied sogar getauft worden. Allerdings nicht mit friedlichem Wasser, sondern mit dem Steinbagel einer dreitausendköpfigen Kommune in den Straßen Leipzigs. Die zweihundert SA.-Männer, deren raube Männerkehlen gerade hinausgeschmettert hatten „SA. marschiert. — Achtung! — Die Straße

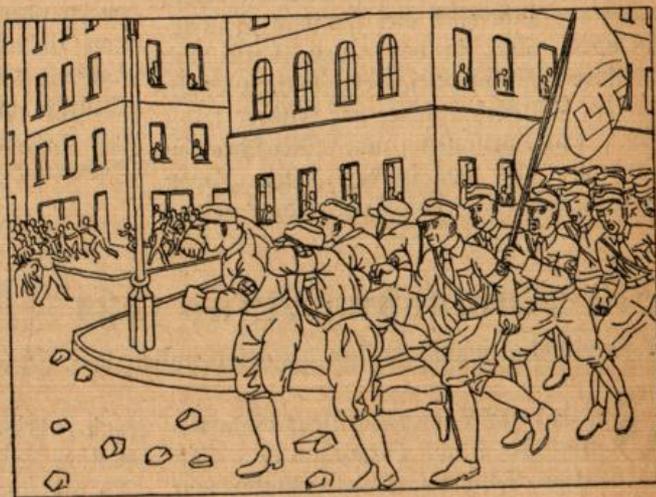
frei!“, gingen zum Gegenangriff vor und das Lied kann sich rühmen, seine Feuer-taufe bei der ersten großen und siegreichen Schlacht der Leipziger SA. erhalten zu haben.

Und nun jenes Lied, das wohl als erstes ganz aus der Bewegung geboren wurde, in Wort und Ton national-sozialistischem Kämpferwillen entsprungen, Eckarts

Sturmlied.

Sturm, Sturm, Sturm!
Läutet die Glöden von Turm zu Turm!
Läutet, daß Funken zu sprühen beginnen —
Sudas erscheint, das Reich zu gewinnen —
läutet, daß blutig die Seile sich rötten —
rings lauter Brennen und Martern und Töten —
läutet Sturm, daß die Erde sich bäumt
unter dem Donner der rettenden Rache!
Wehe dem Volk, das heute noch träumt!
Deutschland, erwache!

Sturm, Sturm, Sturm!
Läutet die Glöden von Turm zu Turm!
Läutet die Männer, die Greise, die Buben,
läutet die Schläfer aus ihren Stuben,
läutet die Mädchen herunter die Stiegen,
läutet die Mütter hinweg von den Wiegen,
dröhnen soll sie und gellen, die Luft,
rasen, rasen im Donner der Rache,
läutet die Toten aus ihrer Gruft,
Deutschland, erwache!



„Achtung! Die Straße frei!“ gingen sie zum Gegenangriff vor.

gerade hinausgeschmettert hatten „SA. marschiert. — Achtung! — Die Straße

Der Stammvater aller national-sozialistischen Dichtung, des Führers Freund Dietrich Eckart, hat die Worte

gedichtet, Hans Ganser, heute Professor der Musik in Stuttgart, hat die Weise dazu geschaffen. Die Entstehungsgeschichte des Sturmliedes ist lang, wir wollen in aller Kürze davon berichten. Am 30. April 1919 fielen im Hof des Luitpoldgymnasiums in München zehn edle deutsche Menschen, nachdem sie viehisch gequält und gleich Verbrechern an die Wand gestellt worden waren, unter den Kugeln mörderischer Buben. Erschüttert stand vor dieser Tat, wer irgendwie deutsch und anständig denken konnte. Um die gleiche Zeit las Dietrich Eckart die „Protokolle der Weisen von Zion“. Die tiefe Ergriffenheit über diese beiden Erlebnisse war es, die des Dichters Hand führte, als er sein Gedicht „Feurio“ schrieb, das er unterm 30. Dezember 1919 in seiner Zeitschrift „Auf gut deutsch“ veröffentlichte. Es war das zweite Gefäß des späteren Sturmliedes. Drei Jahre später schuf er auf Wunsch seiner Freunde gegen die undeutschen Machenschaften nach Rom schielender Schwarzröcke eine zweite, die sogenannte „Höllenvurmstrophe“, die allen alten Kämpfern noch wohl bekannt ist. Sie wurde aber nach wenigen Wochen ersetzt durch die dichterisch viel schönere „Judasstrophe“. Das in der neuen Form und Reihenfolge endgültig festgelegte Gedicht hat im Bürgerbräukeller der Führer selbst den Parteigenossen zum Mitschreiben vorgesagt. Es war in den ersten Tagen des Jahres 1923, des Todesjahres seines

Freundes Eckart. Wer hätte das damals geahnt!

Zur vollen Wirkung konnten aber die hinreißenden Worte erst kommen, wenn sie in Gesang gesetzt waren. Manche haben sich daran versucht. Hans Gansers Weisheit aber war es, die in ihren gewaltigen, den sanften Wohlklang spottenden Akkorden den Weg zum Herzen des Dichters und auch des Führers fand. Schon im Jahr 1922 widmete Ganser sein Werk dem Führer. Am 26. Januar 1923 weihte Adolf Hitler auf dem Marsfeld in München die erste vier Standarten der SA. Zum ersten Male standen mahnend vor dem deutschen Volk die stolzen, siegesfähigeren Zeichen der nationalsozialistischen Kampftruppen und riefen „Deutschland erwache!“ Nicht stumm riefen sie, denn während der Weihe erklang das Sturmlied aus den Kehlen der Männer, die Gut und Blut für Deutschland zu geben bereit waren, dem sie sich verpflichtet schworen hatten.

Und bis auf den heutigen Tag und in die Zukunft erklingt an jedem Reichsparteitag, wenn Böllerschüsse die Weihen neuer Fahnen und Standarten begleiten, aus hundertköpfigem SA.-Chor, unterstützt von schmetternden Trompeten und Posaunen, vor dem Führer und vor seinem Volk Deutschland das Sturmlied und es dröhnt und gellt in die Luft der Ruf, der unser Vaterland frei und einig gemacht hat:

Deutschland erwache!

Ein Maiausflug Anno 1484 oder: Wie die vordem freie Reichsstadt Schaffhausen an die Eidgenossen kam. Von Paul Körber

Im Tal des Hochrheins liegt die altstümliche Stadt Schaffhausen. Sie, die heutige Schweizer Kantonsstadt, war vor Jahrhunderten eine freie deutsche Reichsstadt. Ursprünglich schrieb sie sich „Schaffhuse“, wohl wegen dem in ihrem Wappen befindlichen Widderbock, der offenbar im Volk eine falsche Auslegung

fand. Dieses damalige Schaffhuse und heutige Schaffhausen liegt rechts des Rheins und ist in der ganzen Welt bekannt wegen seines berühmten Rheinfalles, der heute freilich beim inzwischen groß und selbständig gewordenen Neuhausen liegt, das sich dazwischen schob.

Man schrieb das Jahr 1454. Etwa

zehn Wegstunden den Rhein hinab lag das damals eben erst zweihundert Jahre alte deutsche Habsburger Städtlein Waldshut, das eigens zur Hut der österreichischen Besitzungen auf dem Walde begründet war, und vierzehn Jahre später in harter Belagerung während „fünf Wochen und ein Tag“ beinahe ebenfalls schweizerisch geworden wäre. Und wiederum aus der nichtsnuhigen Ursache des gleichen übermütigen Ritterleins von Belzebubs Gnaden.

Dieses Ritterlein schrieb sich Bilgerius von Heudorf. Oberhalb des Eingangs ins wildromantische Schlüchtal (den ihm aber die Gutenburg verlegte), nahe bei dem Dorfe Uichen hauste dieser Ritter in einem schwer zugänglichen Wald- und Felsen- nest, traktierte die umliegenden Hinterfassen der zerstreut liegenden Höfe und des Dorfes Uichen bis aufs Blut, und trieb auch sonst im gesamten Hochrheintal allerhand Unfug. Denn er besaß außerdem aus Überkommen als Unerbe, keineswegs aber einer redlich-rechtlichen Erwerbung wegen oder gar aus Verdienst, in den beiden Rheinstädten Schaffhausen wie Waldshut das Bürgerrecht, stammte er doch aus altem Adel.

Drei seines Blutes waren gegen Winkelried bei Sempach gefallen. Hieraus nährte nun dieses verarmte Ritterlein unbändigen Haß und Rache gegen die schweizerischen Eidgenossen. Und lebte diesen zu Leid und voll Tüde, wo irgend sich eine Gelegenheit bot; und wenn sich wieder einmal auch gar zu lange keine darbot, schuf er eine, und brach einen Span vom Zaun. Dafür wurde er auch vom Hause Oesterreich (lies Habsburg) gleichsam ausgehalten gleich einer käuflichen Meze, als dessen ewig giftender Hof- und Haushund er schlechtweg bezeichnet werden kann. Habsburg hielt ihn freilich knapp bei Kasse, doch sanierte ihn dafür wieder einmal, wenn ihm ob allzugroßer Geldjuden-Bedrückung das Wasser am Halse stand. Verächtlich und mit einer Dosis Spott wurde daher dieser mehr als zweifelhafte Ritter Bilgerius von Heudorf schlechtweg nur „Der Heudorfer“ ge-

heißen. Als „Heudorfer“ ging er in die Geschichte ein, als Heudorfer soll er in unserm Geschichtlein auch leben.

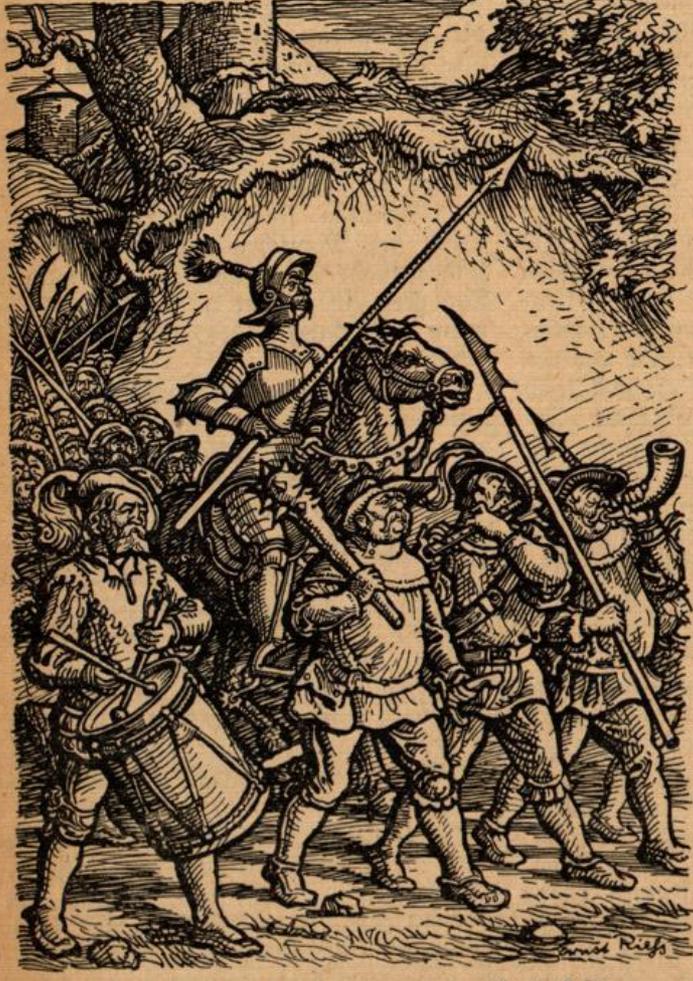
Bekam dieser Heudorfer im Mai des Jahres 1454 den verteuflerten Einfall, mit einer Handvoll Leute einen Mai-ausflug ins Klettgau zu unternehmen, um Schaffhausen durch einen Handstreich für die Habsburger zu kapern, jene Stadt also den Eidgenossen, wie man zu sagen pflegt, am hellen heitern Tag vor der Nase wegzuschneiden. Ueberfällige Pfandeinlösungen bedrückten ihn wieder einmal gar sehr. Und dann war es eben ein Maientag. In der Natur steigen die Säfte, im Menschen rumort das Blut. Und beinahe jedermann täte an solchem Tag gern einen Ritt in die Welt, selbst wenn er bislang keines Köhlein Sattel drückte.

Der Heudorfer wußte in Waldshut eine Handvoll des niedern Adels zu gewinnen. Seine Hinterfassen zu Uichen aber und anderswo nötigte er eben, als Reifige ihm zu folgen. Nun, durch das Schaffhauser Thor dieser Stadt zog an einem frühen Maimorgen ein bewaffnetes Fähnlein unter Anführung des Heudorfers, Spießer, Sensenmänner und Bogenschützen, Mannen mit Büchsen und Reiterpistolen. Voran zogen ein Trommler und ein Pfeifer und grölte ein Ruhhorn. Es war ein gar seltsamer, buntzusammengestückter Heerhauf. Etliche Böller fehlten auch nicht.

Gar laut und lärmend ging es zu. Ihr Weg führte durch alt- und wohlbestedetes Kulturland. War man bislang aber überlaut gewesen, an der Ruffaburg strich man ganz still vorbei. Denn auf ihr saß der gefürchtete Graf von Sulz, der zumal als Landgraf des Klettgaues kurzen Prozeß zu machen liebte, und zumal dem niedern Adel durchaus nicht grün war. Später ging es an den Burgen der drei Wasserstelzen vorbei. Diese aber waren weit weniger gefährlich. Oblag doch deren einer bevorzugt dem Minnesang und der Handschriftensammlung, ein anderer hatte sich auf den Wasserzoll eingezogen als Beutequelle. Jetzt, als zum Abend die

Landfahrer endlich sich müde und marod Schaffhausen näherten, kam zunächst dessen bewehrter Munot in den Blicd. Er war damals freilich noch nicht zur Feste ausgebaut, wie spätere Jahrhunderte ihn sahen. Allein er war auch so ein zu fürch-

gurt enger. Dann eben „Einnahme durch Sturm!“ Der Heudorfer besah sich sein Häuflein, besah sich dessen Bewaffnung und blickte prüfend zur Feste hinüber. „Narrheit!“ schüttelte er den Kopf. Verblieb ihm lehtlich nur die List.



Voran zogen ein Trommler und ein Pfeifer und grölte ein Ruhhorn.

tendes Bollwerk, daneben trosteten Tore und Ringwall jedem Eindringling ihr Halt entgegen.

Wie gedachte daher nun eigentlich dieses wohl übermütige, aber wenig kraftvolle Ritterlein besagte stolze freie Reichsstadt in seine Hand zu bringen? „Aushungern?!“ . . . Der Heudorfer samt Mannen zogen bereits jeht den Schmach-

aufgangen ist!“ Den übrigen gab er Befehl: „Und ihr andern alle scharf hinter uns drein!“ Und es geschah.

Es war ohnedies zum späten Abend, als am Waldshuter Tor zu Schaffhausen angepocht ward. „Wer isch am Tor?!“ kam barsch die Frage. — „Euer Bürger Bilgeri von Heudorf“, ward ihr sänftiglich Antwort. — „Der Heudorfer?!“ echote

„Heda, Mannen!“ Er suchte zehn handfeste Kerle aus seinen Reissigen aus. „Ins Buschwerk an der Mauer und unter der Torbrud, bis die Brud unten ist. Das Stofmesser hinterm Gurt und die Faust am Griff! Dann aber auf meinen Pfiff zum Sprung bereit. Verstanden?!“ . . . Daß diese Schelme ihren Herrn und Meister verstanden. Und daß diese wußten, um was für einen faissen Braten gewürfelt ward. Wenn nämlich der Streich gelang, gab es Mahlzeiten die Fülle, Wams und Weibsen auch, setzte für sie ein eitel Wohlleben ein. Der Heudorfer verstand sich auf ein Spedauslegen, der Heudorfer wußte, wie man Burschen wie Rösch-Summer-Mannen den Gaumen geilt. Dem Münchinger und Mucher teilte er eine Fasnet als Bettelmönch zu. Er mußterte sie und knurrte: „Seht's ja ohnesell nit nach Bürnehmheit aus. Euer Arbeit gilt der Torwacht, sobald für mich das Tor

es mit wüstem Lachen zurück. „Für Euch han wir eine bsundere Kerb im Merk-pfosten. Es Tor bleibet zu!“ Der Heu-dorfer lieh aber nit luf.

„Bin soviet armes Ritterlein.
Hört, wie mir schlottert mein Gebein.
Laht mich doch ein. Gelt, laht mich ein!“

„Ein so viel zartes Blümelein sind ihr eineweg nit, daß Euch ein Maienfrost öbbis antun könnt'. Es Tor bleibet zu!“

„Hab doch als Euer Burger allezeit freien Zutritt bei Tag und bei Nacht. Auch kennet Ihr mich. Gelt, laht mich ein?“

„Grad weil wir Euch kennen, es Tor bleibet zu! Ein Verlustieren in der Maiennacht pflegt ohnedies von Leuten Eures Schlags zu geschehen sowieso. Aber so es Euch an lustierender Gesellschaft ge-bricht, klopfet bei der Saumagd vor dem Tor an, dort mag Euch ehestens ein Tör-lein usgan. Unser Tor bleibet zue!“

„Wo ich doch so marod und bläsiert auch bin!“

„Kummet morndrig bei Tag wieder, allwo nit alle Raxen grau find. Und mittlerweile wir einem hochedlen Rat der freien Stadt Schafhusen den hochwohllöb-lichen Herren Ritter auch vermeldet han. Leicht, daß es darnach sogar an einem Dauerunterkommen für den Herrn Ritter nit fehlet samt Wasser und Brot. Es Tor bleibet zue, dunnderschieh!“ Und das blieb es auch trotz allen Bittens und Bettelns. „Scheret Euch zum Tüfel, Gsell, vermale-deiter, viel ungueter!“ polterte hinter dem Tor noch das Wort als Segensspruch, allein dieses hatte der also abgeblizte Heu-dorfer schon nit mehr vernommen.

Dieser belferte nun wieder auf seine Art: „Draußen stehst wie ein Bettler, ein landfahrender! ... Wie ein Lepros, ein räudiger!“ Allein hier half das wüfste Schelten nicht. Der Torüberfall war da-neben geraten, was nun? Und das mit der Vermeldung war ihm gleich ganz zu-wider. Dieses und das Ganze überhaupt war fürwahr ein schlechter Nachtimbiß, auch als Schlafpulgeten wenig taugend. „Der Torwacht Schwefel und Fütür in die Luuskappen!“ stieß ihm das Unwort

auf. „Vermelden! ... vermelden! ... Allwo ich doch unvermeldet han wöllen sein und drum zur Nachtzyt kummen bin! ... Der Tüfel au!“ —

Vermeldete sich unser Ritterlein nach im Freien kampierter Nacht andern mor-gens aber eineweg am Tor und bat, der-malen recht kurz, um Einlaß: „Wo ich doch vermeldet schon bin!“ Seine Man-nen hielt er auch jekt nah, aber in Deckung. Durch die Torlud lautete der Bescheid ebenso kurz: „Der hochwohllöbliche Rat der freien Reichs-Stadt Schafhusen hat beschlossen wie folgt: Einem hochwerten Burgersmann Bilgerius von Heudorf stünd die Stadt allezeit offen, sogar mit Krüz und Fahn'. Einem Heudorfer aber, allwo gar mit Heugumpen anrudet und mit Pulverkohern, aber nit. Das Tor bleibet zue!“

„Heudorfer?“ .. Heugumper?“ ... Das war allerdings wenig respektierlich, war gleich zwiefacher Spott wie Schimpf, ihm und seinen Leuten. Diese gumpen denn auch bereits vor Wut, zwar nit in röschem Heu, dafür im weniger ergöhlischen tau-nassen Riedgras eines frostlich kühlen Maimorgens. Und das machte auch nit versöhnen. Deswegen in ihrer Ohnmacht Wut als Anspielung auf das Schafhusen mit dem Widderböcklein im Wappen huben sie jekt ein gar greuliches Hammel-blöken an. „Bläh!“ und „blöh!“ und „Määä!“ schidten sie zur Antwort die Geschosse eines losen Mundwerks hin-über. Dieses war dann ein gar greuliches Gelärm, weithin zu vernehmen. Man konnt' meinen, eine Hammelherde sei im Anzug, in die ein Wolf gefahren.

„Ihr Ruehsimpel! ... Heuochse!“ fuhr aber der Heudorfer darein. „Bestätige dene Schafhuser noch, in welcher Vielzahl ich da bin.“ — Doch zu gewinnen noch zu verderben war eigentlich nichts mehr. Auch kämpft jedermann mit den Waffen, die ihm zu Gebote stehen. Das aus so viel-fältiger Ursache in Wut geratene Ritter-lein brachte jekt kurzangebunden seine mitgeführten und verlachten Pulverkohern ins Treffen. Er lieh sie blindlings darauf losböllern ohne ein Zielen. nur daß es

frache. Und es frachte mächtig ins Gebölke seiner Reifige und Knechte hinein, frachte an die Stadtmauern und deren Tor, dröhnte das Rheintal hinab und hinauf, brach sich an den Wänden und Halden der Berge, im Echo wiederum das Gelärm vervielfachend. Und damit ja die Hölle los sei, ließ das auf seine Art Fehde ansagende wie austragende Ritterlein noch die Trummen brummen und das Rubhorn grölen. Es war einfach ein Mordslärm. „So, Ihr Schoof, sell isch jeh im Heudorfer wie in de Heugumper ihre Sprooch!“ höhnte das Ritterlein noch darein. Jeh, Ihr hammlige Schafhuser . . . hä?!“ Dieses „hä“ war Selbstgefälligkeit, war Prohen und Herausforderung in einem.

Wir kummen mit Trummen
und lassen sie brummen:
„Bum . . . bum!“
Wir stoßen ins Horn
und holen uns morn
die Stadt Schafhusen . . .
der gibt es ein Gruusen
ab unserm Luusen. —
„Trum . . . trum!“
Wir kehren nimmer um
ohne Stadt Schafhusen!
„Trum . . . trum . . . rumbum!
Trum . . . trum . . . trum!“

Und kaum gesprochen, ging auf dem Munot wirklich eine weiße Fahne hoch. Der Heudorfer und seine Mannen trauten ihren Augen nicht. Nein, so eine Wirkung! Um den Hals hätten sie sich mögen fallen. Das sah ja gerade aus, als hätten die Schafhuser die Kanonade ernst genommen?

Und die Schafhuser hatten sie ernst genommen. Denn schon auch kam ein Parlamentär durchs Tor geschritten. Die Schafhuser wußten nämlich gar wohl um die Beziehungen des Heudorfers zu den Habsburgern. Deutsch waren sie, allein Hausbesitz der Habsburger wollten sie nicht werden, froh, deren Pfandschaft glücklich entronnen und eine freie Stadt wieder wie früher zu sein. Denn mit der Freiheit hielten sie's mit ihren Nachbarn, den Schweizern, die ebenfalls das Joch der Herzöge abgeschüttelt hatten. Durch das böse Gelärm aufgeschreckt, gaben sie

immerhin der Möglichkeit Raum, hinter des Heudorfers närrischem Tun stünden etliche Habsburger Fähnlein im Hinterrhalt. Deshalb schickten sie jeh zum Heudorfer einen Parlamentär, schickten sie aber insgeheim auch zu den Eidaenosien eine Abordnung. Vorgesorgt ist besser als nachgeschaut! Trieb man dann auf der einen Seite eine Sache voran, konnte man sie auf der andern Seite in Verhandlung zurückhalten. Die Schafhuser kannten sich aus.

Deshalb flatterte jeh auf dem Munot die weiße Fahne des Friedens oder doch Waffenstillstandes. Aus der Stadt selbst aber dröhnte zugleich ein Hornstoß, rasselte eine Trummen, und durch das Stadttor schritten sie gar zu dreien auf das Lager des Heudorfers zu und fragten: „Was isch des großmächtigen Herren Begeh?“

Das war nun für den Heudorfer ein Weg eine Ehr, anders als am Morgen vor dem Tor. Der stellte sich natürlich auch gleich breitspurig in den Weg, nahm seinen ohnedies großmäuligen Mund ganz voll und herrschte klobig: „Die Tor der Stadt freiwillig auf oder wir erzwingen sie uns, so oder so für die Habsburger zu eigen. Die Mannen da sind nummen die Vorhut, ihrer zehntausig ruden an!“

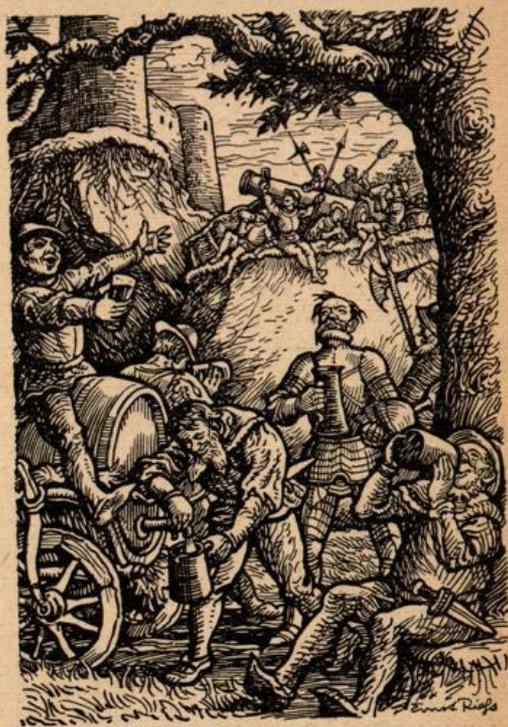
Wie seine Mannen zuvor in ihrem Gebölke einen Verrat getan, hatte nun wiederum er die Raß aus dem Saß gelassen, im zweiten Teil seiner Red' aber unbändig aufgeschnitten. Die Schafhuser Sendlinge schmunzelten zunächst in sich hinein, dann meinten sie hochernst: „Für einen Faselnachtszug isch's im Maten reichlich spot.“ Die Stadt wolle daher dem großmächtigen Herrn Ritter Bilgerius von Heudorf sein Völlern nit allein für Ernst nehmen, sondern seine Ansag mit Ernst auch behandeln. Gut Ding brauche aber Weile. Und entlaufen könnt' ihm ja die Stadt nit, derweilen sie doch stünde festgewachsen wie festgemauert auf des Rheinufer's zächem Gestein. Eher entlauf da schon dem Herrn von Heudorf sein Fähnlein. Der Rat der Stadt wolle

daber über ein "Wie" wie über ein "Wann" der Uebergab verhandeln. Darüber möcht' aber, daß alles mit Weisheit, und fürbahin zu ewigen Zeiten Nutzen, Verbriefung und Sigulum finden könne, schon eine Zeit vergehen. Damit nun weitere Kriegspresuren und Feindschändel nit vonnöten seien, schide sich der Rat der wohlgeneigten Stadt an, den fürtrefflichen Herrn von Heudorf samt wohlgestaltem Fähnlein, da man seine Molesten schon kenne, bei Zehr und Trunk in Wohlgeneigtheit und Fürtrefflichkeit sich zu erhalten." — Zum Beweis, daß es ihnen aufs Wort ernst sei, hinterließen sie Körbe voll saftiger Rheinsalmen und mehrere Legel Hallauer.

Das war nun freilich eine Sach', daran man sich halten konnt'. Der Heudorfer und seine Leute machten Augen wie Stieraugen. Nit als ob er in all der Süße des Wortschwalls nit auch eine Lauge verschmeckt hätte. Es ward ihm beim Anblick dieser Herrlichkeit zum Lachen und Greinen zugleich, und er fragte sich schon, wer sich bei dem Gesamttraß überhaupt wohl letztlich werde ergeben müssen? Schaffusen oder er, das Ritterlein? Das war ihm einfach alles wider verstehen. Doch das Tischlein war nun einmal gedeckt und auch des Heudorfers Zunge schon gebleckt, mit großer Blustrigkeit fielen er samt seiner ausgehungerten Kumpenei drüber her ... O Himmelswonne in lachender Maiensonne! Da ward gekostet und geazt ... verschmeckt und getrunken ... da ward geschmakt und geschwast, geschluckt und schließlich die ganze Schaffuser Hinterlassenschaft verdrukt. War das ein Wohlleben und bekömmliches Kriegsführen zumal.

Und so ging es eine ganze Woche hindurch. Nein, eine zweite und dritte ebenfalls, bis schließlich der ganze schöne Mai zu Ende war. Auch große Laibe Schweizerkäse kamen angerollt gleich Wagenrädern. Man hatte sich schließlich durch den ganzen Monat hindurch gegessen wie die Zwerge durch den Hirssebrei, aber man

hatte auch verhandelt. Den Schaffusern waren dabei ihre guten Worte feil gewesen wie ihre Fressarien, und der Heudorfer samt seinen Mannen schluckten alles. Etwas ganz Gescheites glaubte er noch zu tun, als er all den Zustrom an Mannen, der, wie es schien, durch das gute Leben angelockt, seinem Fähnlein nicht allein bedenkenlos, sondern mit



Da ward gekostet und geazt ... verschmeckt und getrunken.

warmem Empfang einverleibte. Es waren aber auch handfeste, faustgerechte Kerle. Wenn der Heudorfer sie an die Spitze seines Fähnleins stellte, konnte er jetzt mit diesem sogar Eindruck machen. Ob dieses Zuwachses und Dank auch seiner Wohlgenährtheit, so recht wie ein Kriegsherr und Generalissimus, ein Feldhauptmann kam sich jetzt unser Ritterlein vor. Ja, er fühlte sich fähig zum Dreinschlagen und Losstürmen selbst dann, wenn das ganze Schaffusen voll Tüfel wär! Er wollte ihnen die Hölle schon heizen, das Gefäßfleisch heizen. „Laßt sie nummen kummen, mach ihnen den Schädel schon

brummen!" Unserm Heudorfer war der Ramm geschwollen wie zu Zeiten dem gallischen Gockel.

Die ersten Tage des Juni sollten nach dem Schaffhuser Wort eine Uebergab der Stadt bringen. Grad wie zur Erinnerung daran ließ er jetzt noch einmal ins Ruhhorn stoßen, ließ er die Trummen brummen und die Böller krachen. „Wöllet ihr jetzt kummen, ihr Schaffhuser, hä?“

Da rückte prompt auch für heut' die Schaffhuser Tagesration an, diesesmal gleich in doppelter Ausgabe. „Doppelt die Uzung und doppelt der Trunk? Dunnderschieß . . . Sell isch ja 's reinst Festmahl und lugt ganz nach Uebergab aus!“ — „Ne könnt au Galgegriecht sage, und drum en guete Appetit eineweg!“ meinten lachend die Schaffhuser und gingen wieder. Dem Heudorfer sah es gar nicht nach Galgen aus. Es sei denn, daß die Schaffhuser daran haumelten. „Fresset, Manne, und suufet!“ rief er ermunternd zu, „Schaffhuse zahlt die Köschte sowieso jetzt und für alle Zyt!“ — „Die Sonnen, wo am Morgen lacht, die müeß am Abend greinen!“ hatte zwar einer der leztlich Hinzugekommenen gemeint, aber er verdruete seine Red noch beizeiten, denn sie taugte auch gar nit für so viel eitel Lust und Gaudi.

Jetzt vernahm der Heudorfer das Wort „Nasen“. Erst einer hatte es gesagt, schon wie ein Lauffeuer ging es durch die Reihen: „Nase sind's hüt, numme simple grätige Nase und keine faiste Speckfahme wie sunst!“ . . . Und der ganze bislang so friedlich-einträchtige Heerhauf geriet untereinander wie ein aufgestöberter Ameisenhaufen. So war dies eine Enttäuschung. Von ihr argwöhnisch geworden, rannten sie zum Faß und zapften an. „Pfui Tüffel!“ spuckte da schon einer. Und die ganze Kumpenei bestätigte ihm: „Moscht isch's, und was für ein krahbürstiger Holzöpfelmoscht, numme kein Hallauer Wy wie all die Zyt!“ Auch diese Enttäuschung war groß.

Dem Heudorfer sein bisda glutiges Gesicht war zur frischgeweißelten Wand geworden, sein Hirn durchjagte derweil im

Eilmarsch der Gedanke: „Bist denn ver-rate? . . . Wölle die Schaffhuser mit ihre Nase dir eine Nas drille, die wo langet bis nach Waldeshuet 'nab? . . . Wird am End dei ganze Sach, wo so schön anglause isch, wie ihr Moscht en einziger galliger Essig?“

Eine prompte Antwort auf diese seine Schicksalsfrage erhielt er allsogleich beim Aufblick zum Munot. Dort ging nämlich das weiße Friedensfähnlein nieder und eine flammend rote Streitfahne stieg auf. Wie diese nun zündete und brannte gleich Kriegeslohe. Deren weißes Schwyzerkreuzlein darin sah er schon gar nicht mehr, so packte ihn ein Taumel bei dieser Wahrnehmung. „'s goht los, uf und 'nüber!“ riefen seine Mannen, „der Jizug fanget schon an!“ — „Dubels!“ brüllte der Heudorfer, „Simpels!“ Er hatte aber seine Leute nicht mehr in der Hand. Zu oft und zuviel hatte er ihnen von dem schönen Schaffhuser Leben erzählt, als daß sie trotz Nasen und Most an eine andere Möglichkeit noch glauben konnten. So schickten sie sich tatsächlich zum Ausbruch und Einzug an. Denn von drüben erscholl bereits Trommelwirbel und Trompetenschall. Jubelndes Leben und Jauchzen klang aus der Stadt. Und dazu läuteten feierlich die Gloden vom Münster Allerheiligen, ja die der ganzen Stadt. Es war ein einziger Jubelsang. „Uf und furt in d' Stadt!“ brüllte der Chorus der Kumpenei . . . „Verrate und verkauft und hinters Licht g'führt in eim hinzogene Scheinhandel!“ schrie es aus dem Heudorfer.

Und zugleich, was mußte er noch sehen? Unter seinen Lüten standen Mannen gegen Mannen auf, ihrer etliche lagen schon am Boden, gebunden. Die am Boden waren seine Altmannen, die sie fesselten, waren der Zuzug, auf den er so stolz gewesen, und darin er seine Kraft gesehen! Das also war das Rätsel des Zuzugs gewesen? „Verrate und verkauft!“ brüllte er, und schon auch galt es, Hals über Kopf sich dem Zugriff dieser Schaffhuser Häsher zu entziehen. „Verrate! . . . Verrate!“ keuchte der Heudorfer.

Etliche seiner Waldshuter Adelsleute taten's gleich ihm. Es war ein feiges Hafenpanier, allein es rettete das Leben und bewahrte vor Hohn und Turm. Noch Ritterehre zu empfinden war eben der Heudorfer bereits zu tief gesunken.

Sie gingen mit Brummen,
vergaßen der Trummen
polternd Gelärm —
ein Grimmen im Gedärm —
und ließen die Stadt Schaffusen;
verkaufte Stadt,
der Bedrängnis satt! —
Best war beim Bilgeri
das Gruusen . . .
mit Gebrumm, ohne Getrumm:
„Brumm . . . brumm . . . brumm!“

Die aber mit Trummen und Trummeten, mit Jubel und Sang und unter Glockenläuten mit schwingenden Fahnen in Schaffhausen einzogen, das waren die Fähnlein der Eidgenossen von Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Zug und Glarus. Darum hatten die Schaffhuser gleich mit zwei Parteien verhandelt mit dem Ergebnisse eines Schutzes durch die Eidgenossen auf 25 Jahre. Und damit war die freie deutsche Reichsstadt Schaffhausen in die Arme der damals eroberungsstarken Eidgenossen getrieben und

blieb es dann bis auf den heutigen Tag, Schaffhausen und sein Umland.

Kleine Ursach', große Wirkung! Wäre der Heudorfer ein Mann von Charakter, ein Ritter ohne Furcht und Tadel gewesen, hätte er eine deutsche Reichsstadt dem Lande Osterreich und damit Deutschland erhalten können, so aber entfremdete er sie dem Reich.

Schon auf dem Heimweg zerwarf sich der Heudorfer mit seinen Adelsgenossen. Wie noch immer, wenn eine Sache schief gegangen. Schließlich kamen sie bei Nacht und Nebel, aber zu unterschiedlicher Stunde, nach Waldshut zurück. Dafür auch war man an der darauffolgenden Fasnacht in Waldshut wie in Schaffhausen um einen Narrenstoff nicht verlegen, gar wert eines öffentlichen Aufspiels zu jedermanns Gaudi.

Das war nun freilich ein gänzlich unglücklicher Maiausflug gewesen. Dessen ungeachtet brach der Heudorfer aber eineweg noch manch einen Span vom Zaun, bis er nach vierzehn Jahren Schaffhausen abermals ein Bein stellte, daraus der bekannte, eingangs erwähnte „Waldshuter Krieg“ Anno 1468 entbrannte. Allein die Schweiz zog diesmal ganz gegen ihre Erwartung keinen Bodengewinn daraus.



Des Klingenbäcks Zibeben

Eine Schnurre von Wilhelm Zentner

s war im Städtlein längst kein Geheimnis mehr, daß in des Klingenbäcks Erzeugnissen mitunter

etwas anzutreffen sei, was dem Recepte nach nicht unbedingt hineingehörte. Und der ehrlichen Bürger bemächtigte sich allmählich ein befremdetes Erstaunen, daß sie außer dem unvermeidlichen Haar in der Suppe nun gar auch im Brote, Wecken oder Kuchen noch weit unerwünschtere Ueberaschung finden sollten. Gewiß, man war nicht kleinlich am Platze, keiner hatte

schließlich etwas dawider, wenn jemand, schien's gleich schwer zu fassen, eine Vorliebe für die Preußen hegte — diese Neigung aber selbst auf jene sechsfüßigen Hausgenossen, welche in der Naturgeschichte ebenfalls diesen Namen führen, auszu dehnen, wie dies der Klingenbäck pflegte, solches ging entschieden zu weit!

Denn siehe, als die Frau Stadtschreiberin gerade eine Kaffeervisite geben wollte und zu diesem Zwecke kurz vor Erscheinen der Geladenen den beim Klingenbäck bestellten Gugelhupf aufschnitt, da blieb ihr plötzlich vor Schreck das Messer im Kuchen und der Schrei in der Kehle stecken, denn

schon wieder hatte so ein verdächtiger Ge-
sell in seiner angeborenen Scheu vor Licht
und Zugluft im dunklen Teiggehäuse
Quartier gesucht! Wäre die gute Frau die
Gattin eines Naturforschers gewesen, wer
weiß, ihr Mann hätte sie vielleicht durch
die Erklärung beruhigt, daß diese Tiere,
die Nachkommen einer altertümlichen
Insektenwelt, sich einst im Waldesdickicht
der Steinkohlenzeit zwischen Siegelbäumen
und Riesenfarnen getummelt hätten. Allein
der Herr Stadtschreiber war trockeneren
Sinnes, packte demgemäß sogleich den
Gugelhupf in eine ausgediente Nummer
des Wochenblättleins und eilte mit der
Versicherung: „So, jetzt werde ich dem
edlen Preußenfreund sein hochverräte-
risches Tun ein für allemal legen!“ zum
Stadtoberhaupt.

Der ließ unverzüglich den Bäck zu sich
rufen. „Nun, Meister“, fragte er den
Vorgeladenen, indem er ihm den Kuchen
unter die Nase hielt, „stammt das aus
Euerem Ofen?“ Der Klingenbäck beäugte
den Gugelhupf mit den Blicken des Fach-
manns, beschnüffelte ihn, alsdann mit
Kennernase und meinte schließlich, es be-
stände wohl kaum ein Zweifel, daß das
Bäckwerk sein Produktum sei.

„Schon gut“, fuhr der Ortsgewaltige
fort, indes ein hämisches Lächeln sein wie

des Stadtschreibers Gesicht umzuckte, „und
wißt Ihr am Ende auch, was für ein selt-
sames Gewürz das sein soll, das hier in
den Kuchen gebacken worden ist?“ Und
entzupfte zugleich den toten Preußen dem
Gugelhupf.

„Zeiget her“, versetzte der Bäck, „ich
muß mir die Geschichte schon genau an-
sehen, wenn ich antworten soll!“

„Ja, ja, betrachtet Euch die Sache nur
recht genau“, stichelte der Bürgermeister,
indem er dem Angeschuldigten das be-
lastende Beweisstück reichte.

Der Klingenbäck aber, ohne eine Miene
zu verziehen, führte das Gewürz an den
Mund, zerkaute es mit prüfenden Bissen,
schmalzte mit der Zunge und versicherte
darauf mit der größten Seelenruhe: „Für-
wahr, Herr Bürgermeister, das ist die
lederste Zibebe gewesen, so ich je in einen
Gugelhupf getan. Welch ein Unverstand,
daß ich Euch nicht die Hälfte überlassen
habe, damit Ihr Euch auch hättet über-
zeugen mögen!“

Den Stadtgestrengen beutelte es zwar
innerlich bei dem Gedanken, allein, was
wollte er anfangen — das Korpus delikti
war dahin. So ließ er halt den Klingen-
bäck laufen, wußte er doch, der gute Mann
werde künftig beim Gebrauch von Zibebe
etwas vorsichtiger sein!

Das Gespenst / Von Hans Christoph Raergel

Was sich jüngst am Stammtisch
meiner schlesischen Heimat zutrug,
das hat noch nicht die Gemüter beruhigt.
Und wenn flugs alle Besserwisser Ge-
heimnisse zu klären wissen, es bleibt etwas
Ungelöstes von diesem Erlebnis zurück.
Das Leben ist gespenstisch genug. Den
Abend mit dem Oberförster wird nie-
mand vergessen, der dabeigeessen hat. Der
Oberförster Schwabe, Professor Schwie-
bitz, Apotheker Rodegey, der Bürger-
meister — sie waren alle beisammen.

Der sonst so wortkarge Oberförster
Schwabe schlug plötzlich mit der Faust
auf den Tisch und rief: „Ich habe heut

eine verfluchte Geschichte erlebt!“ — „Eine
Geschichte?“ fragte der Bürgermeister.
„Ja, eine verfluchte Geschichte“, ant-
wortete der Oberförster. „Ich fahre wie
immer gegen neun Uhr von meinem Hause
fort. Es hatte eben aufgehört zu regnen,
aber die Luft war wie ein Schwamm.
Man wurde klitschnaß davon. Die beiden
Füchse schüttelten sich, die Bäume reg-
neten weiter. Die Pferde kannten dem
Weg. Mein Rutscher nahm zwar die
Zügel schärfer, aber sie kümmerten sich
nicht darum. Sie hatten lange gestanden
und glitten wie Schemen durch die Nacht.
Da plötzlich warf es mich im Sitz zurück.“

Ich griff an die Lehne, um mich zu halten. Der Wagen hob sich. Die Pferde standen und schnaubten. Sie sprangen zur Seite und rissen den Wagen quer über den Weg. Da standen sie. Ich griff nach meiner Waffe und sprang vom Wagen. Halten Sie die Pferde, Herr Oberförster", rief mein Kutscher, "ein Mann steht dort!" Ich sah, wie aus dem Grau eine Gestalt wuchs. Die Gestalt kam unter unserem Wagen näher und näher. Ich bin einen Meter dreiundachtzig groß. Über der Kerl, der so fünf, sechs Schritte vor mir stand, mußte zwei Meter gehabt haben. Er war hoch aufgeschossen und hatte einen Buckel. Ich konnte nur das Gesicht nicht erkennen. Ich rufe hinüber — aber keine Antwort. — Der Schweiß tropft mir auf der Stirn. Da schlage ich — ich schieße. — Die Pferde gehen sch. Dann ist's stille. Wir suchen alles. Wir finden nichts, nicht einmal eine Menschenspur. Wir sind ganz allein im Walde. Mit Mühe und Not sind wir herüber gekommen. Wissen Sie, meine Herren, ich bin doch schon manche Nacht im Walde gewesen, aber so etwas zu erleben, das ist schon was." — Es war stumm um den Tisch. Niemand antwortete. Der Oberförster sah von einem zum andern. Aber sie hüllten sich alle unter Rauchwolken. Ihre Gesichter waren kaum noch zu erkennen. Da mischte sich leise der Wirt ins Gespräch. Der Handschuhmacher Gille ist heute verstorben." — Der Oberförster sprang erregt auf. "Was, Gille? — Der Mann mit dem Buckel — wann ist das geschehen?" —

Jetzt hielt es Schwiebiß für angebracht, einzufallen. — "Ich habe mich mit diesen Dingen viel beschäftigt, aber ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß es meistens ein persönliches Erlebnis ist, das sich aus der eigenen Einbildung herausgebietet." — "Ja, aber zum Teufel, mein Kutscher war doch dabei!" — "Und wenn zehn Menschen in der gleichen Erregung dasselbe sehen, es braucht trotzdem nur Ihr persönliches Erlebnis zu sein, Herr Oberförster!" — Der Oberförster schrie den Professor an: "Aber ich war doch dabei!" — Schwiebiß spielte mit seinem Kneifer: "Wie wollen Sie mir hierüber Gewißheit verschaffen?" — Die Tafelrunde wurde lebendig. Wenn es nur nicht zum offenen Bruche käme! Der Bürgermeister wollte gerade einlenken, da schlug der Oberförster mit der Faust auf den Tisch. Jeder erwartete nun den Beginn eines furchtbaren Kampfes. Aber er schrie nur: "Es zieht wieder einmal!" Der Wirt sah verwundert, daß die Tür zum kleinen Ratsstübchen aufgegangen war. Dort war nichts in Ordnung. Wenn schon die Handwerker drinnen haufen, dachte er. Die Maler werden niemals fertig. Der Schlosser kommt nicht. Mutig zog er die schwere, schlecht in der Haspe sitzende Tür zu. — Wie er wieder an den Tisch kam, schien der Professor dem Oberförster eins auszuwischen. Er hörte ihn gerade noch mit einer bestimmten Schärfe sagen: "Für mich gibt es nur den Boden der Wirklichkeit. Das Eingreifen sogenannter überirdischer Kräfte — wie Sie das hier im Falle Ihrer Geschichte erwarten — und die Verbindung

Wir sind uns bewußt, daß die Kulturschöpfungen der Gegenwart besonders auf dem Gebiete der Baukunst ebenso ewig sein sollen in der empfundenen Schönheit ihrer Proportionen und Verhältnisse wie zeitnahe in Zweckerfüllung und materieller Berücksichtigung.

Adolf Hitler. Rede am 11. IX. 1935 in Nürnberg

mit dem Tode eines lieben Bürgers von uns, das halte ich geradezu für einen sträflichen Leichtfinn und für sehr gefährlich!" — In diesem Augenblick ist alles auf die Antwort des Bürgermeisters gespannt. Erregt springt er auf. Er will reden, aber irgend etwas scheint ihm die Stimme zu verschlagen. Die Hand zeigt nach der Thür des kleinen Ratsstübels: „Mein Gott — da —!“ Und alle sehen nun, wie die schwere Thür, wie von einer unsichtbaren Hand gezogen, langsam aufgeht. Alle starren entsezt auf die aufgehende Thür, bis auf den Apotheker Rodegey, der plötzlich in die unheimliche Stille hineinsagt: „Ich glaube, die Thür geht auf!“ — Aber nun kommt auch der Wirt aus der Ruhe. Er beteuert, sie mit aller Gewalt zugeworfen zu haben. Man überzeugt sich, daß draußen kein Sturm um das Haus fegt. Es ist ein Geheimnis. Das aber ist dem Professor gerade recht. Nun hat er Gelegenheit, den Stammtischfreunden ein für allemal zu beweisen, daß nur ein unverantwortlicher Leichtfinn solche Spielereien mit Geistern treiben kann.

Er knöpft seinen Rock zu und geht selbst zur Thür. „Passen Sie auf, Sie werden gleich wieder Ruhe haben. Die Thür ist nicht ordentlich eingeklinkt. Die Thür geht nicht mehr auf. Es kommt kein Geist! So.“ Er läßt dabei die Thüre laut ins Schloß fallen, dann fragt er alle, ob sie es gehört haben. Dann, als er auf halbem Wege zum Stammtisch ist, dreht er sich noch einmal zur Thür und donnert sie vorsichtshalber noch einmal zu. „So wahr wie jetzt die Thür dort geschlossen bleibt, so wahr ist das Leben ohne die Unrast der Geister!“ Raum ist er am Tische, so geht die Thür wieder langsam auf. Der Oberförster stößt einen unterdrückten Schrei aus. Professor Schwiebitz versucht, die Ruhe zu bewahren. Er rückt sich zusammen und lächelt gezwungen. Mit einer leichten Handbewegung sagt er nur: „Wer sich vom Boden der Wissenschaft fortbegibt, dem seien alle Thüren offen!“ — „Wie das Beispiel zeigt“, fällt Rodegey ein. Das ärgert den Pro-

fessor. Er wendet sich zur Thür. Gerade kann der Bürgermeister noch zurückgehen. „Am Gotteswillen, bleiben Sie doch hier!“ — da hat Schwiebitz schon die Klinke in der Hand und schleudert sie einmal mit Wucht zu. In demselben Augenblick klist es mächtig im kleinen Nebenzimmer. Die Thür geht wieder heimnisvoll auf. Drinnen liegt der große Kronleuchter am Boden. Professor Schwiebitz ist beim Aufschlagen des Kronleuchters in die Knie gesunken. Oberförster Schwabe schreit „Hilfe!“ Alle sind erregt, nur der Apotheker lächelt und pußt sein Glas und spricht: „Möcht der Geist nicht freundlich zu uns herab bemühen?“ Da richtet sich Schwiebitz langsam auf. Kein Geist kommt, kein Zeichen geschieht. Aber jeder weiß, daß drinnen am zerbrochenen Kronleuchter steht der Geist, den man nicht ruhen sollte. Der schärfste Leugner, Professor Schwiebitz, geht zu Tisch, greift seinen Hut und Mantel und geht schweigend mit langen Schritten hinaus. Die anderen folgen stumm. Nur der Apotheker bleibt.

Er sieht allen nach, steht dann auf und sagt zum Ratskellerwirt: „So — nun wollen wir uns den Geist einmal betrachten.“ Der Wirt hat plötzlich etwas in der Küche zu tun, und der Kellner ist davongelaufen. Gerade, wie der Wirt wieder zum Stammtisch schaut, hört er das helle Lachen des Apothekers. Neugierig wagt er nun, den Kopf ins Ratsstübels zu stecken. Da hört er den Apotheker lachend sagen: „Der Geist ist gefunden. Der Kronleuchter war nur vorläufig an diesen kleinen Haken gehangen worden. Der Arbeiter hat sicher beim Eindringen die Vesperglocke schlagen gehört und gesagt: bis morgen hält er schon.“ Der wütende Türenschlagen vom Professor hat natürlich den Haken dann gelockert und die Türhaspe herausspringen lassen. Ganz allein sitzen der Apotheker und der Wirt zusammen im Keller und lassen die Geister sprechen, die in einem alten Ratsstadt-Ratskeller von jeher die Herren waren.

Eigschnappt

Von K. S. Münnich

Die Gretl, e liewi, e goldigi Bopp,
so e herzfrisches Kurpälzer Mäd, l,
die hoct uf em Bänkl un schlenkert ihrn Zopp:
Zeit will se 's em zeige, ihrn Michl, dem Tropp!
Sie wart un brummt:
„Weh, wann er kummt!“ —
Not zoppt se zurecht schnell ihr Kleedl.

Die Gretl, die Klä, die förcht jo so sehr,
ihrn Michl den Fönnt se verliere . . .
Do hot er doch förzlich — der Gretl zu schwer —
e Schädtern im Arm ghabt, gedantz un noch mehr!
Er hot flaniert,
scharmiert, busstiert! —
Was sin der dann des for Allüre!

Jetzt schdiffelt der Michl der Waldweg dort rei . . .
Die Gretl fangt glei an zu schdiere:
„Geh nor widder fort! Zu der Schädtern dort nei!
Ich bin nit so nowl wie die un so fei!
Geh, Michl, geh
aus meiner Näh!
Mich brauchsch nit am Bännl rumführe!“

Do hot aa der Michl uf's Bänkl sich gsetzt
un rückt an die Gretl allmählich . . .
Erscht hot die e Weil noch ihr Göschl gewetzt,
dann war se ganz still un hot gar nit mehr gschwert. —
Aus weiter Fern
do funkle Schdern . . .
Was war unser Pärle so selig!

Ritter Florentin und der Teufel

Ein Schwank um Jörg Widram. Von Franz Hirtle



Bu Burkheim am Kaiserstuhl, in der obern Schenke, wo auch ein Ritter einkehren konnte und in breiten Betten eine gute Unterkunft fand, dazu auch eine gute Zehrung und einen feurigen Wein erwarten durfte, ging es manchmal hoch her, damals, als vor vierhundert Jahren die Menschen am Oberrhein meist in einer Art Schützenfeststimmung froh in den Tag hinein lebten. Die lustige Art, die den Leuten im Blut lag und die Freude an Schelmenstreichen ging ja in dem zwischen Schwarzwald und Wasgau lebenden Volke fast verloren, als sieben Jahrzehnte darauf das große Unglück des grausigen, mit Mord, Brand und Pestilenz wütenden Dreißigjährigen Krieges über das Land hereingebrochen war. Seit dieser bösen Zeit steckt in den Alemannen des Oberrheinlandes immer noch etwas von der Trübsal, die das große Elend in der Seele der Ueberlebenden hinterlassen hatte. — Ist es nicht gut, sich heute ab und zu einmal der Zeit zu erinnern, da am Oberrhein ein frohes, kraftvolles Lebensgefühl herrschte und behagliches Lachen überall in der Luft lag, wo Menschen zusammenkamen?

Aus den Fenstern der obern Schenke in Burkheim also scholl solch ein Gelächter an einem Herbstnachmittag in jener guten Zeit. Meister Jörg Widram, der Burkheimer Stadtschreiber, der in seinem Rollwagenbüchlein so köstliches aus jenen Tagen aufgeschrieben hat, war in lebhaftem Diskurs mit dem Ritter Florentin, der am Ehrentisch saß, die Beine weit von sich streckte, seine Weinkanne aber mit beiden Händen hielt. Einige Bürger steckten in der Ecke ihre Köpfe zusammen und tauschten ihre Meinung aus über diesen nun schon vom Wein ziemlich berauschten Ritter, der um die Mittagszeit mit zwei Knechten geritten kam und

nun in Burkheim zu übernachten gedachte. Niemand wußte etwas Genaues über diesen prozigen Herren von Stechinsfeld, der die Schenke mit dem Schall seines schon etwas heiseren Stimme erfüllte. Aus dem Kurpfälzischen mochte er doch Sprache nach stammen, die ihm hell und glatt aus dem schnauzbärtigen Munde sprang. Solch einem Daherreder waren die Burkheimer Stadtbürger mit ihren Antworten nicht gewachsen, denn auch wenn sie den Feuerwein von der Burkhalde in den Adern spürten, floß ihm das Wort nicht geläufig vom Munde. Sie warfen ihre trockenen Erwidierungen immer erst nach einiger Besinnung und ausbigem Atemholen ins Gespräch. Der Stadtschreiber Widram freilich, ein ausgegrauter Mann mit etwas verdrießlichem Gesicht, aber hellen Augen, war der Reden dieses Grandgoshiers und Ritters Florentin von Stechinsfeld in aller Ruhe gewachsen und hörte, manchmal mit einem Auge zwinkernd, zu, wie der vom Wein erhitzte Herr von seinen großen Gütern und Einkünften, seinen Dörfern, Bauern und seinem klingenden Geldschmuck renomierte. Dem Ritter schien es besonders darum zu tun, auf den durch sein Ansehen und seine würdige Tracht Respekt einflößenden Stadtschreiber einen Eindruck zu machen. Dieser tat aber nichts dergleichen, griff nach dem Becher, trank einen gemessenen Schluck und strich den aufwartenden Schentmädchen freundlich über den runden Arm, so als beschäfte ihn dieser jetzt mehr als des Ritters Geld und Geld. Darnach richtete er seinen Blick fest auf den schwadronierenden Herrn Florentin, unterbrach dessen breite Ausführungen mit weniger lauter als stimmter Rede, indem er erklärte, der Ritter scheine noch nicht gemerkt zu haben, daß ein neu Zeitalter heraufgezogen für Deutschland und die ganze bewohnte Welt. Der Ritter Florentin wußte darauf zunächst keine Erwiderung als

wiederholtes Luftschnappen, stieß dann seinen Trinkkrug auf den Tisch und fragte mit betontem Hochmut, was der Herr Stadtschreiber und Poeta damit meine. Nichts anderes meine er als das, was alle Welt schon gemerkt habe, erklärte Widram ruhig, nämlich dies, daß die Zeiten der Ritterherrlichkeit vorbei seien. Der

Bürger sei nun der erste Stand im Reich, nicht auf den Burgen und Ritternestern haufe jetzt der deutsche Geist, sondern in den Städten! Dem Ritter Florentin stand heftiger Unwillen im Gesicht, er hatte schon ein saftiges freches Ritterwort zur Demütigung des vorlauten Bürgers auf den Lippen, besann sich aber eines anderen und erwiderte laut, der Kram, den man in den Städten finde, könne er sich jederzeit dort kaufen, aber er taue nicht viel. Den Stadtbürgern, die großtun mit ihren zusammengehackerten Goldstücken, ihren eingemalten Häusern und mit der kläglichen Meißelerei, die vergeblich die alten ritterlichen Sänge nachzuahmen versuche, werde man zur rechten Zeit Respekt zeigen, wer Herr ist in dem Land... Er meinte, ein neu Zeitalter breche für diese an. Mit leichter Zunge hatte Florentin diese Rede losgelassen. Der in reichem Maße genossene Wein schien sein Denken nicht zu hemmen; die irgendwo gehörten Redensarten gegen das neue Zeitalter hatte er des öfteren schon in seinen angriffslustigen Tischreden losgelassen, er hatte sie mit anderen glatten Sprüchen stets in seinem sonst nicht viel weis fassenden Kopfe bereit.

Jörg Widram lachte darauf nur leicht, als kenne er dieses Gerede und seine Bedeutungslosigkeit längst. Ja, er stimmte ihm zunächst einmal zu, um ihn nachher

um so sicherer hereinlegen zu können. Es sei schon richtig, sagte er zu dem Stechinsfelder, daß er für sein ihm von den Urvätern geerbtes Geld in der Stadt manches kaufen könne, was der Kunstfleiß und die Erfindungsgabe der Bürger geschaffen habe; aber... — hier machte Jörg Widram eine bedeutungsvolle



Dem Ritter Florentin stand heftiger Unwillen im Gesicht.

Pause — aber... die Kunst selbst und der Verstand seien für Geld nicht zu haben, sie seien eben Geschenke des Himmels! Der Ritter fühlte nicht, daß darin ein boshaftes Urteil über ihn enthalten war. Er ärgerte sich nur über die spitzfindige Art des Stadtschreibers, der er nicht folgen konnte. An einem scharfen Trunpf darauf durfte er es als Ritter nicht fehlen lassen, und so erklärte er prahlend, was er brauche, das könne er jederzeit haben von seinen Hörigen, und wer etwas in der Tasche habe, der finde immer Leute, die alles für ihn tun würden. Dabei stieß er mit seinem in lederner Scheide steckenden Degen kräftig auf den Boden. Einer der Birkheimer Mannen meinte, solch eine Rede sei gottlos, fand aber damit keine Aufmerksamkeit, weil man von Meister Widram ein entscheidendes Wort

erwartete. Der aber sprach unterdessen ein wenig mit der Schenkmaid und sagte ihr, er würde sicherlich auf sie und ihren roten Mund ein Liedlein gemacht haben, wenn er noch ein frischer Kerl wäre. Nun aber sei er ein altes Roß, das solche Sprünge nicht mehr wage. Ihm sei es jedoch schon eine Freude, wenn sie ihn freundlich anschauete. Dabei reichte er ihr seinen geleerten Becher, den sie mit verstehendem Lächeln entgegennahm. Dem Ritter von Stechinsfeld sich zuwendend, griff Jörg Widram auf das Wort des Bürgers zurück, der die Rede des Ritters gottlos genannt hatte. Den Gottlosen, den Prassern und faulen Bäuhen sagte er, werde ihr Sündenlohn, wenn nicht auf Erden, so doch drüben im Jenseits. Der Herre Ritter solle nur rechtzeitig Sorge tragen, daß jemand für gutes Geld seine Höllestrafe auf sich nehme. Wie alle bisherige Rede waren auch diese Worte lachend und mit der alemannischen Freude an sticheligem Gespräch hingeworfen worden. Der Stechinsfelder, der darauf brannte, dem Federhengst, wie er ihn gern genannt hätte, endlich Hochachtung vor seiner Ritterherrlichkeit, seinem Reichthum und seiner Macht einzulösen, erhob sich von seinem Stuhl, schlug mit seinem Degen auf den Tisch und brüllte übermächtig durch den Schenkraum, er suche einen Kerl, der für guten Lohn seine Höllestrafe übernehmen solle. Dabei bemühte er sich, auf seinen unsicheren Beinen fest zu stehen und rief den aufstehenden Gästen zu, er selbst habe keine Lust und Zeit, seine Sünden abzubüßen. Einen Kerl suche er, einen dickfelligen Mannskerl, der das mit Wort und Handschlag auf sich nehme.

Das war freilich ein Trumpf, wie ihn Widram nicht erwartet hatte, und fast hätte der Stadtschreiber versucht, den Ritter zu verblüffen, indem er sich selbst angeboten hätte zu solchem Handel. Aber da stand schon eine Gestalt vor dem Ritter Florentin, ein verwegener, nicht mehr junger Gesell in abgenütztem Gewand, der lachte frech und frei ihm ins Gesicht und sagte, es komme ihm nicht darauf an,

zu seiner eigenen Höllestrafe auch noch die des Ritters auf sich zu nehmen!

In ein schallendes Lachen ausbrechend, faßte dieser den Landsfahrer, der bisher an der Bank neben der Tür gefessen hatte, am Gürtel, zog ihn zu sich her, schloß ihm kräftig auf die Schultern und fragte vor Vergnügen kräbend, was er dafür haben wolle, es sei aber wahrhaftig ganz im Ernst gemeint. Dabei klang in all der Trunkenheit wirklich ein Ton, der den tollen Einfall nicht als Scherz zu nehmen schien.

Der Landsfahrer schaute den Stechinsfelder mit gut gespielter Einfalt und Treuerzigkeit an und erklärte, er wüßte nichts als die Handschube des Ritters, die da auf dem Tische lägen, und außerdem noch gute Zehrung und ausreichenden Trunk für diesen Abend. Lachend wurde ihm das bewilligt, und der merkwürdige Seelenvertrag fand seinen Abschluß, wobei der Landsfahrer, den blanken Degen des Ritters berührend, alle Höllebusen des Stechinsfeld auf sich nahm. Die Burkheimer Mannen waren von diesem Spiel, das sie frevelhaft fanden, innerlich bewegt, Jörg Widram aber, vor dem sich der Ritter triumphierend aufgestellt hatte, lachte und blinzelte der bestürzt dreiblickenden Schenkmaid bedeutungsvoll zu.

Nach solchem Sieg und im Gefühle nun vor der Hölle sicher zu sein, gab sich der Ritter einem frohen Zechen hin in der Gesellschaft Jörg Widrams und des Landsfahrers, der des Ritters Handschube angezogen hatte.

Nicht lange dauerte es, da lag der Herr Florentin von Stechinsfeld, vom Weibe übermannt, schlafend auf der Bank. Der Landsfahrer war, da er auch sein Weib bereits hatte, hinausgetappt und hatte sich ins Stroh niedergelegt. Zwei Dellampen erhellten mit gelblichem Schein die dümmrige Schenkstube. Da winkte Widram das aufwartende Mädchen herbei und sagte ihr, nun sei es Zeit, den Herrn der Hölle erscheinen zu lassen, sie solle hinübergehen zu Andres Vollherbst, Krämer, es gäbe einen lustigen Spaß mit einem Ritter. Er solle dazu sein Häsel

bringen, das er beim leztvergangenen
Theaterspiel als Teufel getragen habe.

Der Andres Vollherbst ließ nicht lang
auf sich warten. Wenn Meister Widram
in der oberen Taverne saß, dann konnte
es leicht geschehen, daß wieder einmal ein
neuer Schwank dort aufgespielt wurde.
So eilte er, das rote Satansgewand über
den Arm gehängt, die Teufelshörner und
die Höllengabel in der Hand, in die
Schenke, wo ihm Meister Widram sofort
die nähere Anweisung gab.

Als der schnarchende Stechinsfelder
aus seinen schweren Träumen geweckt
wurde und mit vielem Knurren und
Nälpsen die Augen öffnete, stand der
Leibhaftige vor ihm im blinkenden Schein
einer Wandlampe und schwang drohend
die dreizinkige Gabel. Die Hand des
Ritters Florentin fuhr gewohnheits-
mäßig zum Griff seines Degens, ließ ihn
aber sofort los, denn nun erkannte er den
Sendboten der Hölle, sank in die Knie
und bekreuzigte sich. Der Andres Voll-
herbst aber sprach hinter der schwarzen
Schreckensmaske mit einer schauerlichen
Stimme, was ihm der Stadtschreiber auf-
getragen hatte.

Ob er, so fragte er höhnisch, glaube,
daß man der Hölle ihre Beute abkaufen
könne mit einem Paar alter Handschuh
und einer Zehrung für einen armen Land-
fahrer?

Der Ritter von Stechinsfeld wischte
sich den Schweiß von der Stirne,
schnappte nach Luft und murmelte aus
heftigster Seelenerschütterung ein deutliches
Nein.

Ob er also wisse, so fuhr die Höllen-
maske fort zu fragen, daß er für sein lie-
berliches Freß- und Saufleben sowie den
Venusdienst selber büßen müsse, wenn

es soweit sei, und daß er sich mit all sei-
nem Hab und Gut nicht von solcher Ver-
antwortung loskaufen könne?

Mit Ergebenheit und aller Bereit-
willigkeit jedem teuflischen Verlangen
gegenüber nidte der verstörte Ritters-
mann wiederholt mit dem Kopf.

Der wadere Teufelspieler schwang
seine Gabel und seine Stimme war ge-
übt darin, einen lezten Trumpf auszu-
spielen am Ende des Stücks. So möge er
erkennen, rief er, daß auch für ihn, den
Ritter Florentin von Stechinsfeld, ein
neu Zeitalter gekommen sei, in dem jeder
nach dem gewogen werde, was er sei und
leiste!

Ein kräftiger Hieb der Höllengabel
traf den Ritter, das Licht erlosch plötzlich,
und ein greller Pfiff gellte aus der Ecke.

Als die Schenkmaid eine brennende
Leuchte hereinbrachte, stand der Ritter
bereits wieder auf seinen zwei Beinen und
machte ein verduhtes Gesicht. Der Teufel
war verschwunden. Am Tisch und in der
Tür schauten neugierige und spöttische
Gesichter auf Florentin. Der ermannte
sich, griff in die Tasche, warf ein Sil-
berstück auf den Tisch, bestellte Wein für
alle, — der neuen Zeit zu Ehren! — und
ließ sich in seine Kammer geleiten. Ein
dröhnendes alemannisches Lachen brach
jezt los, und um Jörg Widram saßen die
Burlheimer Augenzeugen des guten
Schwankes noch eine gute Weile beisam-
men. Der Ritter aber erzählte, als er
darauf nach Basel, Waldshut und Kon-
stanz kam, in den Weinschenken am Ober-
rhein und gar am Kaiserstuhl sei es nicht
geheuer. In Burlheim gebe es einen
Stadtschreiber, der verwegene Reden führe
und sogar den Teufel habe erscheinen
lassen.

Fr. Bubendey

Eine vergilbte Zeitung

Was den alten Rechnungsrat dazu
getrieben hatte, auf dem Haus-
boden herumzustoßern, wußte er wohl
selbst nicht. War es Langeweile, die ihm
sein Ruhestand ließ, oder vielleicht die
Vorahnung, unversehens einen Fund zu

machen, dessen Bedeutung ihm erst später
klar werden sollte?

Was nun auch immer der Beweg-
grund war, zwischen abgestelltem Haus-
rat, alten Büchern und vergilbten Zeitun-
gen zu kramen, es genügt zu wissen, daß

der alte Herr plötzlich auf einer umgestülpten Kiste saß, in den Händen eine Zeitung vom September 1914, und eifrig las.

Als er den kurzen Bericht überflogen hatte, sah er finnen in die Weite. Dann las er abermals die Worte, die ihm so ans Herz gegriffen hatten: „Einsteh für Pflichterfüllung bis zum äußersten!“ So drabte damals bei Beginn des Weltkrieges Kapitän zur See von Meyer-Waldeck nach Deutschland, als Japan die Forderung gestellt hatte, Tsingtau bis zum 15. September zu räumen, was nichts anderes bedeutete, als das deutsche Schutzgebiet ohne einen Schwertstreich der Verteidigung aufzugeben.

Der alte Rechnungsrat erinnerte sich, daß er einst von diesen Worten eines deutschen Soldaten über alle Maßen begeistert gewesen war. — Nun, sowohl der Kommandant wie alle Deutschen im fernen Kiautschau hatten damals bis auf den letzten Mann ihre Pflicht getan und hatten mit der Waffe in der Hand für Deutschlands Ehre bis zum äußersten gekämpft. Wenn auch der Feind den Sieg davongetragen hatte, so hatte sich dennoch die tapfere Schar todesmutiger Verteidiger als ein soldatisches Beispiel für alle Zeiten erwiesen.

Bedächtig steckte der Herr Rat die vergilbte Zeitung in seine Tasche. Diese Worte: „Einsteh für Pflichterfüllung bis zum äußersten“ sollten nicht den Mäusen zum Opfer fallen. Er beschloß, das Blatt bei seinen Kriegserinnerungen aufzube-

wahren, wo es den gebührenden Ehrenplatz erhalten sollte.

Langsam und in Gedanken vertieft stieg er die Treppe herunter und machte sich kurze Zeit darauf auf den Weg zu seinem Stammtisch. Als er in die Straße einbog, in der „Der goldene Hahn“ gelegen war, kam ihm ein Sammler entgegen, der ihm die klappernde Büchse entgegenhielt. — „Na, Herr Rechnungsrat, haben Sie schon Ihr Scherlein gegeben?“

Etwas unbillig schaute der Angeredete auf. Er war, das muß leider eingestanden werden, in Gelddingen etwas zurückhaltend. So wenigstens nannte er es. Seine Umwelt hatte für diese Eigenschaft einen etwas derberen Ausdruck; sie nannte ihn geizig. „Was für ein Scherlein?“ fragte er. — „Na, aber Herr Rechnungsrat! Alle Welt weiß doch, daß heute der Tag der nationalen Solidarität ist.“ — „Hm!“ sagte er nur, ohne Miene zu machen, in die Tasche zu greifen. Ermunternd schüttelte der Sammler die Büchse, hinzugefügend: „Solidarität, Herr Rechnungsrat, d. h. doch, daß einer für den anderen einstehen muß, wenn Not vorhanden ist.“ „Selbstverständlich!“ klang es zurück. „Solidarität heißt, Einstehen für Pflichterfüllung bis zum äußersten!“ Und dabei steckte er ein blankes Fünfmarkstück in die Sammelbüchse. Dann ging er mit schnellen Schritten auf den „Goldenen Hahn“ zu und verschwand in der Tür, ehe ihm noch der verblüffte Sammler danken konnte.

Der König der Barbieri / Von Emil Baader

Kennt ihr die kleine Stadt Buchen im Odenwald? Ein altes liebes Nest ist's, mit Toren und Türmen, mit rauschenden Brunnen. Fasnacht im frühen Frühling und Schützenmarkt im späten Herbst sind die uralten volkstümlichen Feste des Städtchens, das sich viel Eigenart bewahrt in seinem Wesen, seinem Antlitz, seinen Bewohnern. Das Buchener Heimatmuseum, untergebracht im

„Steinernen Bau“, in welchem einst der Amtmann des Mainzer Erzbischofs wohnte, ist ein Bilderbuch Odenwälder Geschichte und Kultur. Es berichtet auch von mancherlei bedeutenden Männern, die dem alten Städtchen und der weit fernen Landschaft entstammen: von Wilhelm Emale, dem großen süddeutschen Schlachtenmaler (in den Museen Karlsruhe, Rastatt und Donaueschingen

ingen seine Bilder); von Josef Martin Kraus, dem „Odenwälder Mozart“, der im gleichen Alter wie der Meister von Salzburg ein Jahr nach ihm fern der Heimat, in Stockholm, heimging; vom vergessenen Minnesänger „von Buochen“, von dem sich drei köstliche Lieder in der berühmten Manesseschen Liederhandschrift befinden; von Josef Burghard, einem Buchener Schustersohn, der sich durch eigene Kraft zum Leiter des größten Budapester Krankenhauses emporarbeitete (keine Heimat aber vergaß er nie, er besaß Güter und eine reiche Erbschaft); von dem hervorragenden Gottesstreiter Konrad Wimpina, der mit 34 Jahren Rektor Magnificus der Leipziger Universität wurde. Von Kurfürst Joachim I. nach Frankfurt an der Oder berufen, wurde er Buchener Verbersohn Gründer und Organisator der dortigen Universität. Ein schätzenswertes Bild des Museums berichtet uns endlich von einem vergessenen Buchener Original, von Josef Baumann, der sich durch eine seltsame Wette den Titel und die Würde eines „Königs der Barbier“ erwarb.

Wer war Josef Baumann? Wie kam es zu dieser denkwürdigen Wette?

Im alten fränkischen Marktort Hardheim im Erftal, allwo es Goethe im Jahre 1815 auf der Fahrt von Heidelberg nach Würzburg im „Grünen Baum“ so wohl gefiel, wurde Josef Baumann als Sohn armer Leute im Jahre 1803 geboren. Von früher Kindheit an hatte Josef den Wunsch, Arzt zu werden. Da die Mittel zum Studium nicht vorhanden waren, so erhielt er in Würzburg, der alten Hauptstadt des Frankenlandes, eine gute Ausbildung als „Chirurg“. Sein Drang nach Wissen trieb ihn in die weite Welt. Er kam nach England, später nach Amerika. Er erwarb sich hier in seinem Fach noch weitere Kenntnisse und Fertigkeiten. Im Schwabenalter kehrte er nach Deutschland zurück. 1854 ließ er sich in Buchen nieder. Er erwarb sich ein Wohnhaus gegenüber der Stadtkirche. Außerdem kaufte „Doktor Baumann“ — so nannte er sich voller Stolz seit seiner

Rückkehr aus Amerika — einen großen Garten mit herrlichen Weidenbäumen jenseits des Stadtgrabens. Inmitten des Gartens war ein Brunnen und ein kleiner See. Diese romantische Gartenwelt gestaltete der Doktor nach seinem Sinne um.

Inmitten des Sees, auf einer künstlichen Insel ließ er ein Taubenhaus errichten. Baumann war ein großer Tierfreund. In diesem Haus betreute er auch zahlreiche Kanarienvögel und Papageien, dazu einen gezähmten Raben. An einer Kette aber hielt er sich einen lebendig gefangenen Fuchs. In dem See richtete sich Baumann eine Blutegelzucht ein. Er brauchte die Blutegel zu seiner „ärztlichen“ Praxis. Auch trieb er damit einen gutgehenden Handel. Der vielseitige Doktor errichtete in seinem Garten ferner ein Badhaus, das von den Einwohnern des Städtchens ebenso gern benutzt wurde wie die Gartenwirtschaft, die er neben dem Badhaus eröffnete. Wohlstand und Ansehen des Doktors wuchsen zusehends. Bei Krankheitsfällen, besonders aber bei Unfällen, wandte man sich an ihn. Man kannte und schätzte seine chirurgische Gewandtheit. Die Kinder liebten den seltsamen Mann, der in seinen großen Taschen stets eine Ueberraschung für sie bereit hatte. In seiner freien Zeit widmete er sich dem Reiten. Stolz ritt er auf einem der Pferde des Posthalters Emel, einem Verwandten des Schlachtenmalers, durch die Gassen der kleinen Stadt.

Größtes Gewicht legte Josef Baumann darauf, als der gewandteste Barbier im weiten Umkreis zu gelten. In der Tat rasierte er seine Kunden mit solcher Fixigkeit, daß manchem dabei angst und bange wurde, obzwar man wußte, daß er noch nie jemand beim Barbieren verletzt hatte.

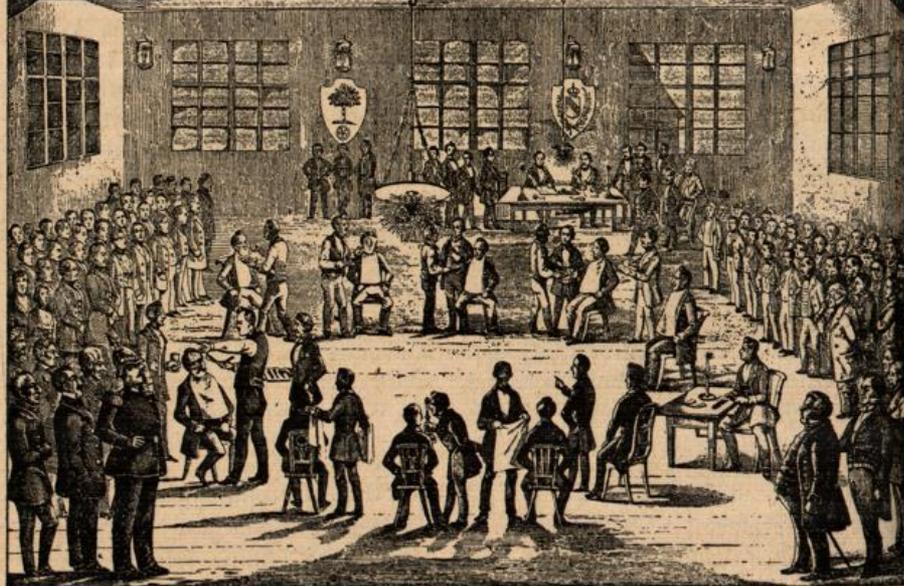
Nun aber kam das große Ereignis im Leben des Buchener Barbiers.

Durch die Zeitungen ging die Nachricht, daß ein Engländer imstande sei, in der Stunde 75 Männer zu rasieren. Der Brite brüstete sich dabei, daß niemand in der Welt es ihm gleich tun könne. Hier sah Baumann einen Ruf des Schicksals.

Der englischen Sprache mächtig, nahm unser Doktor sofort die Verbindung mit dem englischen Konkurrenten auf. Eine Wette wurde geschlossen. Baumann ging es um die Ehre, um den Ruhm des deut-

Zurichten der Messer, zwei weitere hilfen prüfen, Kerzen in Händen, tadellose Arbeit geleistet worden sei. großen Tischen saßen die amtlichen fundspersonen. Sie hatten über den

Hauptprobe der Schnell-Barbier-Kunst im Rathhause Saale der Amtstadt Buchen
am 1. December 1858, in der Abend-Stunde zwischen 7 bis 8 Uhr. —



Die Probe der Schnell-Barbier-Kunst im Rathhause Saale der Amtstadt Buchen am 1. December 1858, in der Abend-Stunde zwischen 7 bis 8 Uhr. —

schen Handwerks, mehr als um die 300 Gulden der Wette. Der Verlauf derselben ist auf einem alten Stich — er stammt von dem Lithographen Fehr aus Groseicholsheim bei Mosbach — genauestens dargestellt. Als Schau- und Kampfplatz wurde der Bürgeraal des altehrwürdigen, im Jahre 1723 unter Lothar von Schönborn im vornehmen Barockstil erbauten Buchener Rathauses gewählt, als Zeitpunkt der 1. Dezember 1858.

Um die siebente Abendstunde entzündete man die Kerzen im Saal. Auf zehn Stühlen saßen im Kreis die zum Rasieren bestimmten Bürger. Vier Mann waren mit Einpinseln beschäftigt, zwei mit dem

nungsgemäßen Verlauf der Wette wachen. Fehr hat nicht nur im Bild, sondern auch im Vers den Gang der Ereignisse geschildert. Er schreibt:

Der Geist der Zeit in unsern Tagen ist tätig stets und rastet nie. Es läßt sich von der Kunst viel sagen, die ausgeführt mit großer Müß'. Doch der verdient den höchsten Preis, der fest zu stehn im G'schäft sich weiß.

Viel Rühmens in den Zeitungsblättern, die Kunst Britanniens Sohne galt's, wie er die Fremden und die Vettern, vom Bart befreit. „Fünfundsiebzig“, schon „in einer Stund“, — es waren viel. Doch hier folgt ein weit schöneres Spiel

Ein Deutscher hat sich unterfangen,
den Fehdehandschuh sonder Raft,
einnehmend fest und ohne Zangen,
und führt die Wette ohne Last
mit Glanz aus! Den Preis gewann
zu Buchen Herr Doktor Baumann.

Ja, „vierundneunzig“ Bärte flogen
in einer Stund von seiner Hand.
Ein halber war noch abgezogen,
da rief die Uhr ihm Stillestand.
Und alles jubelt hocherfreut:
„Des Deutschen Kunst hat sich erneut!“

Der Sieg wurde im Gasthof „zum
Weißen Roß“ gebührend gefeiert. Von
300 gewonnenen Gulden blieben dem
Doktor nicht allzu viel übrig. Doch
unserm Meister war es ja nicht um das
Geld, sondern um Ehre und Ruhm der
deutschen Barbierkunst zu tun. Durch
die deutschen und englischen Blätter ging
die Nachricht vom Triumph Baumanns.



In einem unschein-
baren Dorfe am
Rhein saß eines
Abends, als es
schon dunkeln
wollte, ein armer
junger Mann,
ein Weber, noch
an dem Webstuhl

und dachte während der Arbeit unter
anderm an den König Hiskia, hernach an
Vater und Mutter, denen ihr Lebens-
abend auch schon von der Spule abgelau-
fen war, hernach an den Großvater selig,
dem er einst noch auf den Knien gesessen
und an das Grab gefolgt war, und war
so vertieft in seine Gedanken und in seine
Arbeit, daß er gar nichts davon merkte,
wie eine schöne Kutsche mit vier stattlichen
Schimmeln vor seinem Häuslein anfuhr
und stille hielt. Als aber etwas an der
Kutschfalle druckte und ein holdes jugend-
liches Wesen hereintrat mit wallenden
schönen Haarlocken und in einem langen
schimmelblauen Gewand, und das freund-

Vom Großherzog von Baden erhielt
unser Sieger eine denkwürdige Auszeich-
nung, eine Medaille mit der Widmung:

„Dem König der Barbier!“

Das Ende des originellen Mannes
war tragisch. Aus Eifersucht schoß er mit
seiner Schrotflinte eines Tages auf seine
Gattin, da sie sich mit Gästen der Garten-
wirtschaft freundlicher unterhielt, als es
Baumann nötig erschien. Dieser flüchtete
sich, da er seine Frau für tot hielt, in das
Laubenhaus. Hier schnitt er sich die
Pulsadern durch. Während sich die Ver-
letzte wieder erholte (sie hat sich später
noch einmal verheiratet), starb „Doktor
Baumann“, der Freund der Kinder und
der Tiere, der „König der Barbier“. Die
malerische Gartenwelt jenseits des
Stadtgrabens zu Buchen erinnert heute
noch an ihn und seine Liebhabereien.

Franziska

Von Johann Peter Hebel

liche Wesen fragte ihn mit mildem Ton
und Blick: „Kennst du mich, Heinrich?“
da war es, als ob er aus einem tiefen
Schlaf aufwache, und war so erschrocken,
daß er nicht reden konnte. Denn er
meinte, es sei ihm ein Engel erschienen,
und es war auch so etwas der Art, näm-
lich seine Schwester Franziska, aber sie
lebte noch. — Einst hatten sie manches
Körblein voll Holz barfuß miteinander
aufgelesen, manches Töpflein voll Erd-
beeren am Sonntag miteinander gepflückt
und in die Stadt getragen, und auf dem
Heimweg an einem Becken miteinander
gegessen, und jedes aß weniger davon, da-
mit das andere genug bekäme. Als aber
nach des Vaters Tod die Armut und das
Handwerk die Brüder aus der elterlichen
Hütte in die Fremde geführt hatte, blieb
Franziska allein bei der alten gebrech-
lichen Mutter zurück und pflegte ihrer
also, daß sie dieselbe von dem kärglichen
Verdienst ernährte, den sie in einer
Spinnfabrik erwarb, und in den langen,
schlaflosen Nächten mit ihr wachte, und

aus einem alten zerrissenen Buch von Holland erzählte, von den schönen Häusern, von den großen Schiffen, von der grausamen Seeschlacht bei Doggersbank, und ertrug das Alter und die Wunderlichkeit des kranken Weibes mit kindlicher Geduld. Einmal aber, früh um zwei Uhr, sagte die Mutter: „Bete mit mir, meine Tochter! Diese Nacht hat für mich keinen Morgen mehr auf dieser Welt.“ Da betete und schluchzte und küßte das arme Kind die sterbende Mutter, und die Mutter sagte: „Gott segne dich, und sei“ — und nahm die andere Hälfte ihres Muttersegens: „und sei dein Vergelter“ mit sich in die Ewigkeit. Als aber die Mutter begraben und Franziska in das leere Haus zurückgekommen war, und betete und weinte, und dachte, was jetzt aus ihr werden sollte, sagte etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh nach Holland!“ Und ihr Haupt und ihr Blick richtete sich langsam und sinnend empor, und die letzte Träne für diesmal blieb ihr in dem blauen Auge stehen.

Als sie von Dorf zu Stadt und von Stadt zu Dorf betend und bittend und Gott vertrauend nach Holland gekommen war und so viel ersammelt hatte, daß sie sich einen saubern Habit kaufen konnte, in Rotterdam, als sie einsam und verlassen durch die wimmelnden Straßen wandelte, sagte wieder etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh in selbiges Haus dort mit den vergoldeten Gittern am Fenster!“ Als sie aber durch den Hausgang an der marmornen Treppe vorbei in den Hof gekommen war, — denn sie hoffte zuerst jemand anzutreffen, ehe sie an einer Stubentüre anpochte — da stand eine betagte freundliche Frau von vornehmerm Ansehen in dem Hofe und fütterte das Geflügel, die Hühner, die Tauben und die Pfauen.

„Was willst du hier, mein Kind?“ Franziska faßte ein Herz zu der vornehmen, freundlichen Frau und erzählte ihr die ganze Geschichte: „Ich bin ein armes Hühnlein, das Eures Brotes bedarf!“ sagte Franziska und bat sie um Dienst. Die Frau aber gewann Zutrauen zu der

Bescheidenheit und Unschuld und zu dem nassen Auge des Mädchens und sagte: „Sei zufrieden, mein Kind, Gott will dir den Segen deiner Mutter nicht schuldig bleiben. Ich will dir Dienst geben und für dich sorgen, wenn du brav bist.“ Denn die Frau dachte: Wer kann wissen, ob nicht der liebe Gott mich bestimmt hat, ihre Vergelterin zu sein? und sie war eines reichen Rotterdamer Kaufmanns Witwe, von Geburt aber eine Engländerin. Also wurde Franziska zuerst Hausmagd, und als sie gut und treu erfunden ward, wurde sie Stubenmagd und ihre Gebieterin gewann sie lieb, und als sie immer feiner und verständiger ward, wurde sie Kammerjungfer.

Im Frühling, als die Rosen blühten, kam aus Genua ein Vetter der vornehmeren Frau, wie er sie denn fast alle Jahre um diese Zeit zu besuchen pflegte, und als sie eins und das andere hinüber und herüber redeten, trat Franziska in das Zimmer um etwas aufzuräumen und zurechtzulegen, und wußte nicht, daß der Vetter in der Stube wäre, erschraf also fast ein wenig und ging alsbald wieder hinaus. Der Vetter aber sagte, als sie wieder fort war, zu seiner Base: „Tante, Ihr habt da ein liebliches Mägdlein zur Kammerjungfer. Es ist schade, daß sie nicht mehr ist als das.“ Die Tante sagte: „Sie ist eine arme Waise aus Deutschland. Sie ist nicht nur schön, sondern auch verständig, und nicht nur verständig, sondern auch fromm, und ist mir lieb geworden als mein Kind.“ Kurz, nach etlichen Wochen geschah der Verspruch zwischen Franziska und dem jungen Engländer, und nach einem Jahr oder etwas darunter kam der Bräutigam wieder, und die Trauung geschah im Hause der Tante.

Als aber von der Abreise des neuen Ehepaars die Rede war, schaute die junge Frau ihren Gemahl bittend an, daß sie noch einmal in ihrer lieben Heimat einkehren und das Grab der Mutter besuchen und ihr danken möchte, und daß sie ihre Geschwister und Freunde noch einmal sehen möchte. Also kehrte sie jenes Tages bei ihrem armen Bruder,

zu dem Weber, ein, und als er ihr auf ihre Frage: „Kennst du mich, Heinrich?“ keine Antwort gab, sagte sie: „Ich bin Franziska, deine Schwester!“ Da ließ er vor Bestürzung das Schiffein aus den Händen fallen, und seine Schwester umarmte ihn. Aber er konnte sich anfänglich nicht recht freuen, weil sie so vornehm geworden war, und scheute sich vor dem fremden Herrn, ihrem Gemahl, daß sich in seiner Gegenwart der Reichtum und die Armut so geschwisterlich umarmen und ineinander du sagen sollen, bis er sah, daß sie mit dem Gewande der Armut nicht die Demut ausgezogen, und nur ihren Stand geändert hatte, nicht ihr Herz. Nach einigen Tagen aber, als sie alle Verwandten und Bekannten besucht hatte,

reiste sie mit ihrem Gemahl nach Genua und beide leben vermutlich noch in England, wo ihr Gemahl nach einiger Zeit die reichen Güter eines Verwandten erbt.

Der Hausfreund will aufrichtig gestehen, was ihn selber an dieser Geschichte am meisten rührt. Am meisten rührt ihn, daß der liebe Gott dabei war, als die sterbende Mutter ihre Tochter segnete, und daß er eine vornehme Kaufmannsfrau zu Rotterdam in Holland und einen braven reichen Engländer am welschen Meer bestellt hat, den Segen einer armen sterbenden Witwe an ihrem frommen Kinde gütlich zu machen.

Weg hat er alle Wege,
an Mitteln fehlt's ihm nicht.

Die Verlobung der Markgräfin

Erzählung von Max Wittrich

Das junge Jahr hatte bis weit in den Mai hinein April gespielt, die Regenflut manchmal wie aus Kannen über München und Umgebung ausgeschüttet. Blicke die Markgräfin Jacobe von Baden aus der Höhe des Dachauer Schlosses über weites Moos und Amper, so fand ihr dürstendes Auge nur Dunst, wo sonst, lichtumflossen, Strauch, Baum und Vogelwelt auf unangetasteter sumpfiger Flur maßlos prangten. In einer Nacht, da des Regens Gespräche oberflächlich plätscherten, lag sie im Schlosse wach und sann der Fasnacht an Münchener Hofe nach.

Nie vorher hatte Jacobe so viel sorglose farbige Stunden erlebt wie beim Maskenspiel in der Residenz des Großvaters, der ihr sonst wenig Freiheit gönnte und sie in nonnenhafter Enge hielt.

Es war, als ob sich einmal alle Freuden eines paradiesischen Frühlings über das Haus des Herzogs Wilhelm ergossen hätten.

Vom Gängelband strenger Erziehung befreit, hatte das erstaunte elternlose Mädchen ungeahnte Zärtlichkeit gespürt.

Das Blut war leichter geworden; die Gedanken, seit dem zwölften Lebensjahre Jacobes von fremder Umgebung eingeschürt, konnten wie sonnenfrohe Lerchen steigen. Was ist über Nacht aus dir geworden? dachte sie. Ist bis dahin alles in dir blind gewesen, warum hast du die Augen nicht früher aufgeschlagen, dein Dasein so wenig mit Zukunftsbildern geschmückt trotz bisherigem Zwang?

Hatten sie dich hier so grenzenlos eingeschläfert, unselbständig gemacht?

Wenn die lustigen reichen Frauen und Herren in der Residenz bei Tanz, Schmaus und Frank ihr Glück erjagten, Ernte hielten, volle Becher leerten, so durfte sie, auf bayerischem Boden zwanzig Jahre alt geworden, unter steifen Erzieherinnen mit kühlen Augen, wenigstens von erlösenden Träumen träumen.

Jacobe wollte nicht immer die Blicke senken.

Auch ihre Großmutter, Gräfin von Brienne und Luxemburg, war bis an ihr seliges Ende eine fröhliche Frau gewesen, und der Vater, niemals Duckmäuser, hatte im Felde seinen Mann gestanden, in

Ungarn gegen Sultan Soliman und in Frankreich gefochten, bis er seinen Kindern vorzeitig entrisen war.

Noch jetzt sah sie ihn in der glänzenden Uniform und wußte, wie sie sich, als ein Reiter die Todesbotschaft überbracht, auf Vaters verlassenes Bett geworfen und laut gejammert hatte: Bleib bei uns, bleib immer bei uns! Laß uns nicht allein!

Mitunter rief sie ihn noch zu sich. Auch heute weilte er, der sich kühn geschlagen, im erträumten Bilde bei ihr. Ja, er wollte eine mutige Tochter.

Neben dem Vater erhob sich in junger Kraft der Eifelgraf Hans Philipp, seit Jahren Münchener Gast. Mochte der Regen rieseln, tropfen, tändeln: sie flüchtete aus nachdunklem Grunde in den vergangenen blühenden Tag, dessen Licht die ritterliche Gestalt des Grafen umschwebte.

Vorher nur scheu ausgezeichnet, hatte Jacobe an Fasnacht deutlichste Hulldigung vernommen. Und wie hatte sie bis dahin mit Zweifeln gerungen, ob sie, die mehr geduldete als in fürstlichen Kreisen ersehnte unbegüterte Marktgräfin, im warmen Wort und Blick des Grafen nicht zu viel lese.

Nun aber, seit verschwiegenen Fasnachtststunden, war ihre Seele vom heißen Geständnis des Grafen wachgeküßt.

Ihr von Kindheit an unerwarteten Prüfungen preisgegebenes Wesen glaubte wieder an sich, wunderliches Glücksgefühl trug sie. Oder drohte Sturz aus dem Sonnenflug? Was würden ihre Verwandten über sie beschließen, würde sie, eigenem Wunsche zuwider, fremder Weisung folgen müssen?

Pfingsten war nahe, das Fest des Lichts, der Flursegnung, der Umritte und Umzüge und der frohen Tänze unter der Linde. Starke Burschen nahmen bunt behänderte Dorfmadchen in den Arm.

Würde sie, so sann Jacobe, mit dem Grafen gleichwie zur vorjährigen Frühlingsfeier am Münchener Hofe heiter sein, würde ihr Bewunderer mehr von Liebe reden?

Der Regen troff von Dach und Bäu-

men. Laß genug sein mit deinem Aufrühr, ungnädiges Gewölk!

Wirklich ging der Himmel in sich. Er blies von sich, was ihm widerstrebte, ließ Tor um Tor aufspringen, jeden Tag höhere, blauere, schüttete Garben verzückter Stimmen aus, bis die Luft lebte und bebte, durchwoben war von Vogelstimm und Glodenklang, bis nach schlechten Wochen Ostern und Pfingsten Hand in Hand Auferstehung und flammende Verkündigung verschwifert grüßten.

Jacobe trat in die Wunder des Tages. Anlehnungsbedürfnis, Hunger nach zärtlichem Umworbensein trieb sie dahin. Kam keine Botschaft der Verwandten zu ihr?

Sie durchmaß Fichtendickicht und Ziegengebüsch. Kinder bliesen ihre Weidenflöte, lustiges Volk schritt und fuhr zu Reigen und Pfingstspiel. Ein kleiner Reitertrupp kam, fast unhörbar, auf noch regenfeuchter Straße.

Jacobes hingegenommenes Herz erkam rasch, wer sein Roß am ungeduldigen antrieb.

Zwei Menschen mit klugem Antlitz, frischer Duft wie das pfingstliche Leberkraut um sie her, bewunderten ihr ergänzendes Begenspiel, fühlten, wie sie einander im Blute lagen.

Werkzeug ungewöhnlichen Schicksals, jeder der beiden Münchener Gäste! Dem hatte die schöne Jacobe als Verwaiste beim Großvater Unterschlupf gefunden, so wurde der strahlend männliche Hans Philipp aus dem Hause Manderscheid-Gerolstein vom Herzog Ernst von Bayern gerufen worden zum Dank für den nach hartem Kampf zugunsten des Herzogs ausgesprochenen Verzicht auf die Domherrnwürde im Kölner Erztist vor der Wahl eines neuen Kurfürsten, nach dessen größter Macht und Pracht des Herzogs stand, trotz fehlgeschlagenem Ansturm auch weiter dürrtete.

Jacobe und Hans Philipp, beide waren auf herzogliche Gulden angewiesen. Beide waren abhängig, und wenn neben dem gesprochenem Jahrgeld dem Grafen manchmal Geschenke zuströmen, so mochte das bohrende Gewissen teilhaben: zum

nicht Hans Philipps hatten finstere Drohungen gegen ihn und seinen Vater beizutragen.

Wenn nun, in des Grafen Wort leise Trauer über seine Unfreiheit mitzuschwingen schien, so war eine erschütterte Liebende recht bei ihm. Der über beiden walrende Nachtspruch veredelte ihren Bund. Zusammenklang eines Geläuts, dem nach der Graf ohne körperliche Nähe der Befährtin lauschte.

Um so gewaltiger sprach heute dieses Geläut im hellen Rausch aller Pfingstlodden, der eine bezauberte Welt auf die Erde zwang.

Ein von innerer und von Frühlingssonne benommenes Paar freute sich noch der Begegnung, Graf Hans Philipp lud nach zu Musik und Reigen in der Residenz ein, als seine Begleiter bereits auf Umwegen durch die unfassbar lodend aufblühende Landschaft trabten, während der knecht Jacobes Pferd heranzuführte. Langsam folgten die im eignen Lenz geheimnisvoll verbundenen Befährten über das von Wundern besessene Feld. Gern ließen sie hier und da aufzuckenden dörflichen Pfingsttrubel auf sich wirken, rief doch der Himmel auch ihnen sein Ja, dampfte auch die Erde so viel tröstliche Fruchtbarkeit. Schwalben flitzten und blitzten, Lerchen konnten sich nicht genug tun in Lobeslang. Zauberhaftem Augenblick versallen, schätzte das Paar auf einer Bank am Dorfplatze, wo die Vögel Flöte und Weige samt Liedern der Tanzenden beleiteten, feiertäglichem Übermut folgten, sie gern überboten hätten.

Aufgepukte Jugend und älteres Volk schreite sich und stampfte im Tanze:

Es gingen drei Bauern und suchten den Bär'n, und da sie ihn fanden, da hätten's ihn gern.

Kinder bestaunten das Schauspiel, hoben selbst die Füße, sangen ihre eignen Weisen. Ein bezopftes Mädchen, angelehnt von all der Freude, wollte mittun, doch trug es ein kleines Schwesterchen auf den Armen, war dadurch ein Häufchen ungeschiedenen Unglücks mit seiner im Bett stekenden lebenden Bürde. Traurig

schaute die Hüterin auf die Kameradinnen. Neben den Unbelasteten wagte sie einige Takte, allein die Last war zu hinderlich, und mit Gleichaltrigen hätte sie sich lieber geschwungen. Niemand half ihr. Da half sie sich selbst, legte den Säugling abseits vom Gewühl auf die Straße nieder, unweit von Graf und Markgräfin. Nun tanzte und jubelte auch sie ungebunden.



In die Augen des Kindes versenkt, fand sich das Paar mit den heiligsten Gefühlen an einem holden Ziele erträumter Zukunft.

Jacobe erhob sich, fand sich aus dem verlassenen Bündelchen mit großen Augen angestaunt. Da kauerte sie nieder, nahm das Kind auf. Mütterlich gütige Wärterin geworden, liebevoll plaudernd und leise singend, streckte sie dem Grafen den Fund entgegen und war fröhlich wie der Genosse dieser merkwürdigen Stunde.

Der Graf, erfüllt von dem feinen Bilde, empfand mehr denn je den Sieg der anmutigen Freundin. In die Augen des Kindes versenkt, fand sich das Paar mit den heiligsten Gefühlen an einem holden Ziele erträumter Zukunft. Jacobe erkannte, welche Gewalten in dem Manne lohten. Ihr Gesicht glühte, sie neigte sich tiefer über den kleinen Schützling, der

Graf aber empfand gerührt, wie Jacobe in dieser scheuen Flucht sich ihm zugleich näherte.

So riß die Hilfe eines unmündigen Geschöpfes seine Hüter zum lieblichsten aller Beständnisse hin.

Der Graf fühlte nichts mehr von Wunden, die ihm das Einst geschlagen; sie waren vernarbt. Undächtiges Verlangen der vom Schicksal auf einsame Straße verschlagenen Erdenpilger schmolz sie zum Brautpaar zusammen. Feurige Zungen der Liebe übertönten in ihnen den Frohsinn der Umgebung; ein seliges Geheimnis war geboren, das kein Dritter ahnen durfte, bis eine noch unsichtbare Schicksalswende den Bund segnen, das laute Eingeständnis gestatten, das sichere Heim bescheren würde. Verhaltene Blut, die nicht vorzeitig durchbrechen durfte. Konnte sie verkümmern?

*

Ein Jahr und noch eines trugen die Verlobten ihr Geheimnis mit sich, ohne daß sich ein Tor zu hellerem Dasein aufthat.

Was sich zwei innig Verbundene bereits gelobt, das glaubten fürstliche Lenker der Staatsgeschicke erst als ferne Möglichkeit befürchten zu müssen. Jacobe und Hans Philipp waren aber bereits Bausteine fürsorglicher Rechner für deren Pläne geworden. Sorgfältig wurde insgeheim erwogen, wo sie, jeder für sich, am vorteilhaftesten zu verwenden wären.

Hans Philipp, der Sproß des Manderseider Grafengeschlechts, Mann von höchster, durch ausgezeichnete Studien erworbener Bildung, wurde für wichtige Missionen an den Höfen und damit für ausgedehnte Reisen bestimmt, eine Ehrung, deren tiefste Gründe sich wenig offenbarten. Jugendlich beschwingt, besuchte er weltliche und kirchliche Paläste und war stolz, seinen Auftraggebern erhoffte Früchte heimtragen zu können. Er brachte sie und wurde abermals von dannen geschickt. In fast atemlos verlaufende Fahrten gezwungen, eroberte er sich doch die Zeit zu leidenschaftlich huldigenden Briefen an

Jacobe. War den Verlobten doch noch unbekannt, was mittlerweile in der Heimat geschah, geeignet, zwei Herzen zu verstören. So auch konnte die Braut dem fernem Geliebten noch treulich künden: „Mein gar herzallerliebster Schatz! Ich hab Euer Schreiben gar voll empfangen. Ich hoff auch zu Gott, es werde Euch voll geben. Ich bedank mich zum höchsten daß Ihr, mein alter auserwelter Schatz, so oft an mich gedenkt und mir so oft schreibt.“

Aber in Bayern und in Jülich, Provinzen des ewig unruhigen grenzenlosen Landes Diplomaten, drängten sich gerade jetzt selbstflüchtige Kräfte an den Wehstuhl der Geschichte; unbekümmert um menschliches Geschick wollten sie eigene Schnörkel zugunsten einer höfischen Ehe anbringen.

Im Herzogtum Jülich-Kleve, dem mächtigen niederrheinischen Gebiet, war einem bescheiden veranlagten alten Herrscher der wenig befähigte Herzog Johann Wilhelm gefolgt. Hier ein durch Krieg, innere Kämpfe, Glaubensspaltung mitgenommenes Land, — hier ein Schwächling! Die Regentschaft wurde erwogen; wem sie zufiel, der wurde vielleicht dauernd Herrscher. Ein Teil der Landstände und Münchens Einfluß bauten am Ausweg. Gebot dem unfähigen Herzog die geistig bedeutende Lebensgefährtin, die gesunde scharfsichtige mitfühlende Landesmutter! Wenn nötig, mag sie die Hand mit an die Steuer legen, sie und die Landstände!

Wo war diese Fürstin zu finden?

In den Regierungsstuben tauchte der Name Jacobe auf. Die Aussichten der Markgräfin wuchsen, waren bedeutend, bevor sie selbst davon erfuhr, obwohl ihre nächste Umgebung mit dem Herzog Ernst von Bayern in den Handel verwickelt war.

Als Jacobe, die Abhängige, von dem Plan vernahm, empörte sie sich zur Verwunderung ihrer Ratgeber ungestüm. Denn was wußten sie von dem verborgenen Reichtum der unbegüterten schönen Umworbenen, von ihrer tiefen Leidenschaft für den fernem Verlobten!

Jülich-Kleves Abgesandter erschien

Jacobe, warb in aller Form für seinen Herzog Johann Wilhelm. Auch er fand keine Gegenliebe, gab jedoch die Hoffnung so wenig auf wie die Münchener Residenz. Der Sturm gegen eine Frau, in deren Nähe kein Trost und kein Beistand geduldet war, wurde unablässig fortgesetzt; ihr Hoffnungsstern verblaßte im Gewölk aussichtsloser Liebe bei höfischer Abhängigkeit.

Auch nachdem Graf Hans Philipp, von dem Unwetter benachrichtigt, verzweifelt kämpfend, trauernd sein Hoffen und Harren als nutzlos hatte erkennen müssen, sich dem Kölner Domkapitel wieder zugekehrt hatte, träubte sich Jacobe jahrelang gegen die ihr auferlegte Ehe. Endlich brach ihr Widerstand am eisernen Willen der Machthaber.

Mit ungeahntem Prunk wurde die Hochzeit in der Hauptstadt und herzoglichen Residenz Düsseldorf gefeiert — eine goldene maschierte Wolke, dieser Reichtum, in der schon der verderbenbringende Sturm brütete.

Bereits nach kurzer Ehe verfiel Jacobes Gemahl geistig, Jacobe sah sich Ränken und Schlichen ausgesetzt, begehrte auf, geriet im Streit des Landes über

Regentschaft oder Duldung der weiblichen Linie und im Zeichen unerfüllter Liebe selbst aus dem Gleichgewicht. Auch sie war jemand, auch sie wollte gelten. Was man ihr ehemals, um sie gefügig zu machen, versprochen an gesichertem, unabhängigem Leben, wenigstens das an Besitz verlangte sie.

Welch ein Leben war das: mit gesundem leidenschaftlichen Blut zuerst des wahren Glücks beraubt zu werden! Nachher diese traurige Ehe, die, jeglicher Ge-

meinschaft der Sinne und des Geistes bar, die Frau landständischer, kirchlicher, fürstlicher, kaiserlicher Machtpolitik als Spielball ausliefert! Eine Ehe, die zudem böshaft genährte Gerüchte im Gefolge hatte. Die Vergangenheit Jacobes wurde



Von der Herzogin Jacobe haben nach ihrem Tode jülich-keitsche Dörfer noch manches liebe Jahr erzählt.

kleinlich untersucht, die Münchener Jahre sowohl wie das sittliche Verhalten während der Düsseldorfer Leidenszeit verdächtigt. Graf Hans Philipp sollte durch Herzensstücke gewonnen sein. Eine lange Anklageschrift reichte Verdacht an Verdacht. Jacobe geriet in Haft. Eines Morgens lag sie tot auf dem Bett.

Von ihrem ehemaligen gräßlichen Verlobten hatte die Herzogin keine Botschaft mehr erhalten seit der bald nach ihrer Hochzeit angelangten Kunde, er habe von

Köln aus in München um ein Geschenk gebeten, um ein kriegstüchtiges Roß für den Kampf in Spanien.

Von der Herzogin Jacobe haben, nach ihrem Tode, jülich-klevesche Dörfer noch manches liebe Jahr erzählt, in winterlicher Dämmerung zwischen dem Gesang alter Lieder und Balladen, und an heiteren Pfingsttagen auf dem Anger:

Auf der Bank unter der breitästigen Linde ist zu Pfingsten oftmals eine wunder schöne hohe Frau erschienen. Ihre Begleiter haben in der Nähe warten müssen. Sie aber hat still verweilt, hat ein Dorfkind zärtlich an die Brust genommen statt des ihr verwehrten eigenen, und ebenso still ist sie jedesmal entschwunden. Das soll unsere Herzogin Jacobe gewesen sein.

Der rechte Geist / Eine Erzählung aus dem „Wald“

Von Hermine Maierheuser

Nahe beim Bärened lag der Ranken, eine Bergheide, in deren leicht ausgehöhlter Mulde einmal Torf gestochen worden war. Seit dort Nessel und Brombeerranken eine Wildnis um eine Senkung bildeten, an deren feuchten Stellen im Sommer das Sumpferzblatt blühte und im Herbst der Brand des Heidkrautes lohete, raunte man drüben im Dorf davon, daß es im Ranken nicht ganz geheuer sei. Ein Geist gehe dort um, und er bringe in Vollmondnächten, verbunden mit den milchweißen Sternen des Sumpferzblattes und mit der Blut der Erika Blumen, verliebten Leuten Gefahr.

Die Uget Rüttiger war im Bärened groß geworden, und sie hatte schon in mancher Vollmondnacht nach dem Geist gekundschaftet, jedoch ihr Vorwitz fand nie Erfüllung. Darum sagte sie auch dem Sattlerkarl, der manchmal ihr zulieb mit dem Motorrad vom Dorf heraufgeschnurrt kam, das mit dem Ranken sei dummes Gerede, dort hause kein rechter Geist. Der Sattlerkarl zupfte überheblich an seinem braunen Schnurbärtchen und meinte, der rechte Geist zeige sich nur den Verliebten. Die Uget wurde ein wenig rot, strich ihre mattblonden Haare aus der Stirn und schaute wie verloren in die Weite. Was sollte ihr der Rankengeist? Sie spürte deutlich, daß die Welt schöner und festlicher wurde, wenn ein junger Mann ihr zulieb aufs Bärened kam. Das ärmliche Elternhaus an der Bergschneise war dann trotz seines abgefallenen Verputzes heimeliger,

der alte Vater weniger unwirsch, und die einsame Arbeit im Haus und mit den schweren Milchkannen ging leichter vonstatten. Sogar der Ausblick von den Hohenbergen hinunter in die Täler, durch die sich der junge Rhein schlängelt, enthielt dann nicht die brennende Lötung in die Ferne.

Uget genoss dies lange, ohne zu ahnen, daß der Glanz aller Dinge seinen letzten und tiefsten Ursprung im ureigenen Wesen und in seinem Verhalten zur Umwelt hat. Aber eines Tages begann sie sich vom Glanz nach Feuer zu sehnen. Sie wartete auf ein Wort vom Sattlerkarl, das auf einen rechten und sicheren Verspruch zielte. Doch dieser machte nicht ernst in Ugets Sinn, immer scherzte er nur und wollte mit seinem Mädels beim Mondschein zum Ranken, um den rechten Liebesgeist zu erproben, der eben nur dort über einen käme. Jedoch die Uget machte stets auf halbem Weg kehrt, die Geisterprobe auf dem Ranken erfüllte sie je länger je mehr mit Mißtrauen. Sie dachte zwischen tändelnden Küßen und Umarmungen an die Zukunft. Ihr war es darum zu tun, bald zu erfahren, ob ihr zukünftiger Ehemann einmal im Bärened wohnen wolle, damit sie mit dem alten Vater weiter das Milchsammlergeschäft betreiben könne, oder ob ihr Vater mitkommen könne, wenn sie ihrem Mann zulieb ins Tal ziehe. Sie war das einzige Kind ihrer Eltern und hauste seit dem frühen Tod der Mutter mit dem Vater allein da oben.

und sie vermochte es, in Gottes Namen, nicht, diesen im Alter zu verlassen. Wenn sie von solchen Sachen sprechen wollte, meinte der Sattlerkarl leicht hin, das gehöre jetzt alles nicht hierher und drängte nur umso ungestümer zum Ranken hin. Als er eines Abends das Mädchen mit Gewalt zu der unheimlichen Bergheide hindrängen wollte, stieß sie ihn unwirsch zur Seite und rief: „Wenn du nichts von meinem Geist wissen willst, kann mir deiner auch gestohlen bleiben!“

Seit dieser Zeit fuhr der Sattlerkarl, wenn er auf Geschäftswegen am Bärened vorbeikam, im schnellsten Motormasß vorbei. Das war nun der Uget auch wieder nicht recht. Sie wurde wehmütig und sogar nachgiebiger gestimmt und ging an dem Abend im August, an dem die vielen Sternschnuppen fallen, die man im Volksmund die Tränen des heiligen Laurentius heißt, hinunter ins Dorf. Dort traf sie unter der Linde vor der Bärenschenke den Sattlerkarl. Sie schützte einen Besuch bei einer Base vor und fragte den jungen Mann, ob er sie später heimgeleiten wolle, es sei so schön heute abend, der heilige Laurentius weine seine Sternentränen.

„Der hat anderes zu tun,“ erwiderte da der Sattlerkarl mit trockenem Spott, — „der lacht über die dummen Jungfere, die keinen Schneid für den Ranken haben.“

Diese Worte trafen die Uget so, daß sie den Besuch bei der Base aufstreckte und sofort umkehrte. Lachend folgte ihr jetzt der Sattlerkarl. Aber sie mochte ihn nun gar nicht mehr an ihrer Seite haben und beschleunigte ihre Schritte sehr. Vielleicht hätte er sie aber doch noch zeitig genug und nahe beim Ranken eingeholt, wenn nicht der Bergers Franz, der im Ochsen als Knecht diente, des Wegs daher gekommen wäre. Der Franz war ein schwerfälliger Mensch, dem am allerlängsten Abend kaum zehn Worte über die Lippen rutschten, aber heut lag der Uget nichts an Unterhaltung. Sie packte den kräftigen Burschen bei der hartgearbeiteten Rechten und sagte: „Komm, Franz, geh' ein Stück Wegs mit mir!“ — Das ließ er sich nicht zweimal sagen, er gab die warme Mäd-

chenhand nicht frei, und während beide stumm dem Bärened zustrebten und unbehelligt am Ranken vorbeikamen, pfiff der Sattlerkarl laut und schmelzend die Weise zu dem wohlbekanntem Lied, in dem es heißt: „Woran ich's meine, so ganz alleine, woran ich's meine Freude hab!“



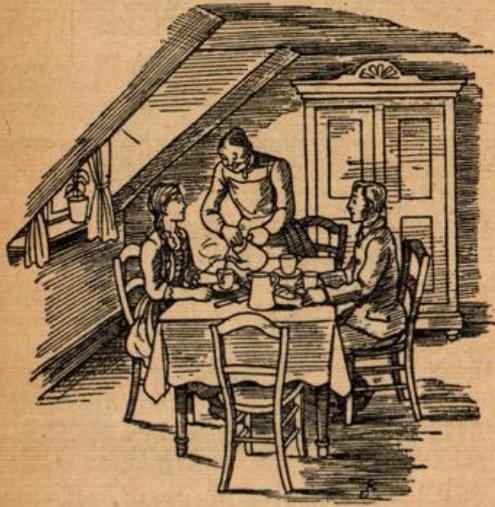
Die Uget packte den kräftigen Burschen bei der Rechten und sagte: „Komm, Franz, geh' ein Stück Wegs mit mir!“

Vom nächtlichen Himmel fielen einige Sternschnuppen, und beim Gutenachtgruß deutete Uget hinauf und sagte mit schier schluchzender Stimme: „Da, schau hin, der heilige Laurentius weint.“ Franz nickte nur mit dem Kopf, doch seine dunkeln Augen leuchteten auf, ehe er sich zum Gehen wandte. Als die Uget die rotkarierte Bettdecke sorgsam ausbreitete, barg sie plötzlich das Gesicht in der Decke, und es schütterte sie halb in Lachen, halb in Weinen.

Seit dieser Zeit brachte der Franz aus dem Ochsen fast jeden Abend die Milch ins Bärened. Er blieb nur aus, wenn er die große Bierfuhr zu machen hatte. Manchmal redete er sogar etwas, wenn er der Uget die schweren Rannen reichete.

„Kühl heut abend“, oder: „Hasch schon zu Nacht gegessen?“ Mehr Worte gab's nie, mochte auch die Uget noch so redselig sein, er nickte mit dem wohlgescheitelten Kopf, oder er schüttelte diesen. Einmal gingen sie sogar beim Mondschein zum Ranken, jedoch nichts rührte sich im Moor, nur die bleichen Sumpferzblätter neigten sich im Wind, die Brombeerranken und die Nesselstängel standen wie erstarrt.

„Hörst du mich?“ fragte die Uget. Franz schüttelte den Kopf und wagte ihre Hand zu fassen. Die Uget dachte an die Bosheit



Während die alte Frau Kaffee einschenkte, brachte sie Sachen aufs Tapet, die der Uget heiß und kalt machten.

des Sattlerkarl, und spürte Tränen in den Augen aufsteigen. Da fiel ihr ein, daß der heilige Laurentius wirklich lachen möchte, wenn er in ihr Herz schauen könnte, und sie drückte sich zaghaft und doch ein wenig zärtlich an den Franz. Weiter kam sie mit dem Franz nicht, auch er schien weder an Verspruch noch an Hochzeit zu denken. Trotzdem ging sie mit ihm zur Waldshuter Chilbi. Er hatte eine Großmutter zu Waldshut, die wollten sie besuchen. Zuerst tanzten sie miteinander, dann kaufte der Franz einen Birnenwedel, den sie in der Dachstube eines winkligen Gäßchens bei der alten Bergerin verzehrten, dazu gab's aufgewärmten Kaffee. Uget stellte als erstes fest, daß der Franz seiner Großmutter nicht nachmache. Die alte Frau ließ

keines von den Jungen zu Wort kommen. Während sie einschenkte und zum Trinken nötigte, brachte sie Sachen aufs Tapet, die der Uget heiß und kalt machten, und an die der Franz wahrscheinlich noch nie gedacht hatte. Sogar vom Heiraten und von der Kindstauß redete sie. Als sie diesen Brunnen ausgeschöpft hatte, begann sie ein leichteres Redegeplätscher. Sie lobte Ugets dunkles Kleid, die bunte Schürze, das weiße Kräglein und die blanken Schuhe, und beim Abschied sagte sie, indem sie ihre beiden mageren, braunen Hände auf die Schultern des Mädchens legte: „So ist's recht, du gibst eine rechte Frau, du bist ein recht's Mädele.“

Was nützt es, wenn man eine rechte Frau ist, und der rechte Mann kommt nicht, dachte die Uget bitter, als sie neben dem schweigsamen Franz bergan stieg, und als die beiden sich am Ranken verabschiedeten, überkam sie Reue, daß sie das mit dem rechten Liebesgeist nie ausprobiert hatte.

So kam der Winter lastend und mit viel Schnee über die Hohenberge, der Franz kam und ging, und manchmal blieb er länger und half beim Rannerverladen und sagte dann: „Komm, laß mich das machen, es ist ein wenig schwer für dich.“ An Weihnachten brachte er ihr eine Dambedei aus Ruchenteig, ein Lebkuchenherz und ein Seidentuch. Von Liebe sagte er kein Wort.

Als die Fasnetküchle in der Pfanne bräselten, überkam die Uget die Ungebulde. Sie schob am Abend dem Franz ein Kräglein in den Mund und umfasste ihn dabei ein wenig zaghaft, aber doch zärtlich. Blisterschnell legte er fest und derb seine Arme um ihre Hüften, aber sofort ließ er wieder los und seufzte: „Ein Knecht hat's halt schwer.“

Nun war für die Uget genug Heu abgeladen. Sie machte sich fein, zwängte ihre Zöpfe unter eine Mütze und ging am Sonntag morgen hinunter nach Waldshut zur Bergeringroßmutter. Unterwegs sagte sie sich wohl hundertmal vor, was sie vorbringen wollte. Als sie aber im Dachstübchen vor dem Kaffee saß, merkte sie, daß es auch ging ohne ihr Zutun.

„Magst denn den Franz?“ fragte die
Mutter, als sie dem Mädchen den dicken
Rahm von der Milch in die Tasse schüt-
tete. Und als diese verschämt mit dem Kopf
senkte, kam ein Wortsturz über sie, wie noch
von einer dahergeprasselt ist. Sie nahm sich
zusammen und spitzte die Ohren, und sie
vergriff bald, daß die Großmutter noch bei
scharfem Verstand war, ihre Pläne hatten
Grund und Fuß. Schließlich verschmauste
sie ein wenig und meinte gemütlich, der
Franz denke halt, er sei zu arm zum Hei-
raten, er brauche überhaupt Zeit zum Den-
ken und zum Umdenken, er sei schon in
der Schule recht langsam beim Denken
gewesen, aber den rechten Geist habe er.
Bei dem Wort Geist mußte die Uget
zuckeln, zu Wort kam sie immer noch nicht.
Aber die Sache ging auch so voran. Die
Bergerin hielt sich an diesem Tag schadlos
für die langen Wochen, während der sie
sich nur mit ihrer braunen Kaze unterhal-
ten konnte. Heute wollte und mußte sie vor
dem frischen, jungen Mädchen, das so
geistlich zuzuhören verstand, all ihre seit
Jahren angesammelte Lebensweisheit ver-
arbeiten. Da gab es ganz neue und sehr
wichtige Erkenntnisse für die Uget. Zum
Beispiel, daß es für das Glück und für das
Heiraten gar nicht wichtig ist, reich oder
arm zu sein. Geld und Gut oder Armut,
das sind leichtere oder schwerere Beigaben,
die junge Leute bewältigen können, wenn
sie gesund sind und redlichen Willen
haben. Fleiß, das ist alles und Friedlich-
keit und Genügsamkeit. Freilich, einen

Boden braucht man, auf dem man fest-
stehen kann. Nun, der sei ja vorhanden, der
Franz habe ein paar hundert Mark auf
der Kasse, da, in der eingeleigten Kommode
liege sein Sparbuch. Mit dem Geld könne
er das Milchgeschäft übernehmen und die
Sicherungssumme stellen. Die Uget müsse
halt alles einfädeln, und sie müsse auch
bei dem Franz anhalten und ihm alles
klar machen. Zu was habe denn sonst der
Herrgott die Weiber gescheiter gemacht
als die Männer.

So etwas hatte das Mädchen vom
Bärened noch nie vernommen, es fiel ihr
wie Schuppen von den Augen, sie wischte
diese mit ein paar Freudentränen blank
und warf fortan etliche Wenn und Aber
in die Zukunftspläne der Großmutter,
weil ja doch jede Heirat einen Lebensplan
und wirtschaftliche Sicherung braucht.

Endlich waren sie fertig. Uget schritt
rüstig zum Obmann der Milchversorgung
und erzählte ihm, ihr Vater sei zu alt, er
könne das Geschäft droben nicht mehr allein
machen. Der Obmann erwiderte ihr grob:
„Das machst du doch schon lang alles!“

Uget zuckte die Achseln und fragte: „Ja,
geht das auf die Dauer?“

Der Obmann zeigte keine Lust, Rätsel
zu raten und brummte: „Sag, was du
willst.“

„Gebt mir ein Schreiben für den Franz
Berger und ernennet ihn zu dem Nachfol-
ger meines Vaters. Da ist sein Spar-
buch, da könnt ihr's sehen, daß er Siche-
rungsgeld hat.“

Adolf Hiller. Rede am 16. IX. 1935 in Nürnberg.

**Das möge jeder in Deutschland
bedenken: Die nationalsozialistische Partei hat Ungeheures geschaffen.
Nicht unsere Wirtschaftsführer, nicht unsere Professoren und Gelehrten,
nicht Soldaten und nicht Künstler, nicht Philosophen, Denker und Dichter
haben unser Volk vom Abgrund zurückgerissen, sondern ausschließlich
das politische Soldatentum unserer Partei. Ihre Wirkung spüren wir
erst in den Anfängen, ihre fortlaufende Bedeutung aber wird einmal
die Nachwelt ermessen. Alles könnte eher zugrundegehen, nur sie nicht.**

Das war kurz und deutlich. Der Obmann pläzte los vor Lachen, er kollerte etwas von den Preußen, die zuerst laden müßten, ehe sie schießen, aber dann fand er einen Ausweg und gab der Uget einen kleinen Schrieb an den Franz.

Dieser begriff das alles lange nicht. Seine rauhe Hand zitterte ein wenig, als er fragte: „Was ist das? Wie kommt denn das?“

Jetzt lächelte die Uget, sie packte die Hand des Burschen und neigte ihren Mund zu seinem Ohr: „Deine Großmutter hat mich gefragt, ob ich dich mag, und weil ich ganz in Gedanken mit dem Kopf genickt hab', hat sie gesagt, ich müßte, — wir müßten uns heiraten. Du seist so einer, der noch einmal zu spät in den Himmel komme, dich müsse man schieben und zwingen zum Glück. Du hättest wohl den rechten Geist, aber er müsse aufgeweckt werden bei dir.“

„Ich aufgeweckt? Ich in den Himmel?“

stotterte der Franz. „Ja, wer will denn überhaupt jetzt schon in den Himmel?“

„Ich!“ sagte da die Uget.

Jetzt riß es den Franz herum und schloß telte ihn durch und durch, er packte das Mädchen fest. Doch bevor er sie küßte machte er noch einen Einwand: „Ich bin eben nur ein armer Knecht, Uget.“

„Also, soll ich dich dinge, willst bei dem Knecht werden?“

„Nicht grad, Uget, aber wenn's was Herr nicht langt.“

„Ach Franz, was heißt Herr, und was heißt Knecht, wenn man den rechten Geist hat.“

Jetzt gab's kein Halten mehr. Franz nahm das Mädchen in seine Arme und gab ihr einen richtigen, herzhaften Kuß. Da wußte sie auf einmal ganz sicher und er wuß, daß er den rechten Geist hatte, daß sie deswegen nicht mit ihm zum Himmel zu gehen brauchte.

Der Liebesbrief

VON KARL BERNER

Der Balbus cha nit numme balbiere,
Zähn uszieh un schröpfte, massiere;
Der Balbus isch für alles z'ha
un hilft de Lüte, wo n-er cha.
's Meilli isch mit em Hansjerg versproche
un jetz in der Stadt, denn's lehrt d'ört 's Choche.
Der Hansjerg aber het langl;Zyt]
no n-em Schatz, de isch furt, un d' Stadt isch wyt.
E Brief hätt' weger 's Meilli gern;
aber schriibe? jetz? un z'mitte in der Ern?

Er goht zuem Balbus un fait:
»Der Rogge ha n-i anegleit,
I ha jo lang vor Tag scho gmäht,
's het weger no kei Guckel g'chräht —
doch schriibe? Nei, sell goht jetz nit,
drum ha n-i denn e bsundri Bitt:
E Schatzbrief müen Si mer jetz schriibe,
de soll im Meilli d' Zyt vertribbe,
jo weger, un sy Herz soll lache!
Jetz los! Si chönne jo so Sache.«

Der Balbus lacht un schrybt un schrybt,
bis nüt vom Bögli übrig blybt;
der Hansjerg list der Brief un lacht:
»Das hen Si uusgezeichnet gmacht!
Git's öbbe ne Brief, e nettere, fiinere?
's isch fast e Wunder!
Me meinti, pos Dunder,
Si leige der Schatz vo miinere!«



Mütter gehen zur Schule

Von Erna Köpfe



Wenn ich eine Mutter sehe mit ihrer Schar gesunder Kinder, die alle glücklich und froh sind durch die Liebe und Sorge der Mutter, die ihr Bild als schönstes und liebstes in ihrem Herzen tragen, dann weiß ich immer wieder neu: Das Schönste für uns Frauen ist, Mutter zu können.

Schon das ganz kleine Mädchen trägt bewußt in sich diesen Wunsch und sucht in seinem Spiel mit dem Puppenkind in seiner Hilfe für die Geschwister zu verwirklichen. Je reifer und älter die Frau wird, um so größer wird ihr Wunsch, Familie zu besitzen und Mutter zu sein. Wenn wir an unsere eigene Mutter denken, wenn wir die vielen treuen, weisen und liebenden Mütter um uns sehen und ihr Leben betrachten, sind wir immer wieder erfaßt von dem Großen, was sie in aller Stille und Selbstverständlichkeit täglich tun und schenken dürfen. Von früh bis spät geht ihr Denken in Sorge für die Ihren, für den Mann, für die Kinder, für das Heim.

Heute mehr als je können wir Mütter stolz und freudig einem Kind das Leben schenken. Unser Führer und mit ihm das ganze deutsche Volk schaffen täglich für die Gesundung unserer Volkskraft. Und was sollten wir Frauen nicht alles geben, was in unseren Kräften steht?

Das Deutsche Frauenwerk, das alle Frauen in den Familien und im Beruf stärkt, und jede Frau so ausrüsten und ausbilden will, daß sie an ihrer Stelle das Beste für die große Volksfamilie gibt, das ganz besonders unseren Familien-erben helfen.

In den täglichen Arbeiten und Sorgen, die Haus und Familie der Mutter brin-

gen, gibt der Mütterdienst, eine der Hauptabteilungen des Deutschen Frauenwerkes, seine Hilfe, indem er die Frauen ertüchtigt, für die vielfältigen Aufgaben in Haus und Küche, für die Sorge um den Mann und die Kinder.

Es gibt immer Neues zu lernen in der reichen Arbeit einer Hausfrau und Mutter; manchen Handgriff kann sie vereinfachen, hier ist die Zeit noch besser einzuteilen und dort die Berechnung vielleicht noch sparsamer aufzustellen. Jede Frau, ob jung oder alt, ob Braut oder erfahrene Mutter, kann in der Gemeinschaft mit anderen lernen, wie jede anders denkt und handelt und doch nach dem gleichen Ziele strebt, ihre Aufgaben für ihre Familie und unser Volk auf die beste Art zu erfüllen.

In gemeinschaftlicher Arbeit mit der Lehrkraft wird in den hauswirtschaftlichen Kursen Kochen, Waschen und Plätten gelernt und geübt, die tägliche Arbeit geschickt und richtig anzufassen, sparsam zu wirtschaften und doch ein sauberes und wohnliches Heim zu schaffen, das Essen ausreichend und gesund zu kochen, auch wenn nur geringes Einkommen da ist.

Und wie manche Sorge um die Kleidung der Kinder, an der immer zu nähen und auszubessern ist, da sie ja so lange wie möglich halten und doch immer sauber sein soll, kann durch den Lehrgang „Hausliche Näharbeiten“ aus dem Tagewerk der Mutter genommen werden. Da wird gestopft, geflickt, umgeändert, genäht und zugeschnitten und die neuen Stoffe werden in ihren vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten besprochen. Die Mütter lernen diese Dinge mit größter Freude in den Lehrgängen, sparen durch die Anwendung

des Gelernten zu Hause viel Mühe und erübrigen dadurch Kraft und Zeit, um den Ihren das Leben schöner zu gestalten.

Die Lehrgänge „Säuglingspflege“ und „Allgemeine Gesundheits- und häusliche Krankenpflege“ haben unseren Frauen und Müttern besonders viel zu sagen. Die Mutter, die ja auch für die Gesundheit der Familie verantwortlich ist, darf sich nicht nur auf ihren guten Willen, unsichere Hausmittel oder gar abergläubische Hilfen verlassen, sondern muß sowohl mit sicherem Geschick die Gesundheit von Mann und Kindern zu erhalten und zu fördern suchen, als auch in Tagen der Krankheit und bei häuslichen Anfällen bereit sein und eingreifen können. Im Säuglingspflegekurs lernen die jungen Frauen und Mütter den Säugling baden, kleiden, betten und ihm gemäß den neuesten medizinischen Forschungsergebnissen eine gesunde Beikost bereiten. Es macht den Müttern und Mädchen Freude, das alles an den lebensgroßen Puppen im Mütterschulungslehrgang zu üben.

Und manche Großmutter, die der jungen Frau gram war, weil sie alles so ganz anders machte, wie es früher für richtig gehalten wurde, ist selbst in unsere Kurse gegangen und hat „gelernt“.

Das Kind zu einem tüchtigen, gesunden, frohen Menschen zu erziehen, so leistungsfähig, wie es mit seinen Anlagen werden kann, ist der Wunsch jeder Mutter. Der Lehrgang „Erziehungsfragen mit Anleitung zum Basteln“ hilft hier der Mutter Mittel und Wege finden. Auch die Bastelarbeiten, wo z. B. aus Papier, Stroh, Klöschchen und anderem kostenlosen Material haltbare Spielsachen hergestellt werden, machen allen Müttern Freude.

Im Heimgestaltungskurs lernen die Frauen, wie sie sich bei der Gestaltung ihres Heims selbst helfen können, so daß auch mit wenig Mitteln ein schönes Zuhause für die Familie geschaffen wird. Denn Sauberkeit, ein wenig Geschmack, vor allem aber die übersichtige und sinnige Art der Hausmutter, machen auch die einfachste Wohnung zu einem behaglichen

Heim. Die Art der Mutter ist es auch, die das Zuhause froh macht, die Märchen und Lieder in der Feierabendstunde lebendig werden läßt und viel Sonne das Einerlei der Alltagsarbeit bringt durch kleine Familienfeiern und die alten Sitten und Bräuche, die in jeder Generation einmal lebendig waren. Der Lehrgang „Heimgestaltung, Volks- und Brauchtum“ gibt hier Anregungen und Anleitungen mancher Art.

Die Mütterschulungsarbeit des Deutschen Frauenwerkes, Mütterdienst wird in den 300 (Anfang 1939) Mütterschulen durchgeführt und durch die Wanderlehrrinnen bis in die abgelegensten Dörfer getragen. Die Mütterschulen sind unsere Müttern wirkliche Heimstätten, in die immer wieder mit ihren Sorgen und Nöten kommen. Hier finden sie sich von Zeit zu Zeit zu einem Abend von Vorträgen, Erzählungen aus der Arbeit, Liedern und Lesestunden zusammen. Die Stunden sollen den Müttern vor aller Entspannung und Freude bringen, was es ja die Reichsfrauenführerin, Frau Scholz-Klink als Ziel der Mütterschulungsarbeit sieht: „Wenn es über den Reichsmütterdienst gelingt, deutschen Mutter in ihrem oft so harten Leben ein Lächeln, vielleicht sogar ein Lied auf die Lippen zu bringen, dann wird der Reichsmütterdienst seine Aufgabe als gelöst betrachten dürfen, denn Mütter werden auch frohe Kinder erziehen.“

Außer den ständigen Mütterschulen gibt es noch Heimmütterschulen und Bräuteschulen. In den Heimmütterschulen finden verheiratete Frauen eine gute Erholung neben der Hausarbeit auch eine gute Erholung möglich. Die Schulen sind schön gelegen, und die Mütter so zugeschnitten, daß sie für Sorgen und Schaffen daheim eine Hilfe bringen. Ganz besonders wirkte dies aus in den Heimmütterschulen, in den Notstandsgebieten, in Oberbach der Rhön und Husbäke im Oldenburger Moor, in Ramstein im Gau Koblenz-Trier u. a. eingerichtet wurden.

Die Bräuteschulen wurden für Mädchen eingerichtet, die vor der Ehe stehen, und die, meistens aus einem anstrengenden Berufsleben kommend, sich hier in einem sechswochenlehrgang auf ihre künftigen hausmütterlichen Aufgaben vorbereiten können. Die Verbindung von Schulung und der Möglichkeit einer körperlichen Ertüchtigung kennzeichnen den Rhythmus einer Bräuteschule. Selbstverständlich spielt hier der Heimgestaltungskursus eine besondere Rolle, denn er gibt den jungen Mädchen Anregung bei der Auswahl ihrer Einrichtungsgegenstände und Anleitung für die Herstellung der Ausdauer. Der weltanschauliche Gesichtspunkt prägt sich auch in der Bräuteschule deutlich aus, denn das Ziel dieser, wie aller Mütterschulen, ist die erbgesunde deutsche Mutter, die ihre Aufgabe an Familie und Volk erfüllt.

Die Arbeit des Mütterdienstes ist in aller Stille aus der Notwendigkeit heraus entstanden und setzt vor allem da ein, wo besondere Umstände seine Hilfe erfordern, so z. B. in Gebieten mit großer Säuglingssterblichkeit, mit sozialen und wirtschaftlich schwierigen Verhältnissen usw.

Alle Mütter und Frauen, die in Deutschland oder im Ausland durch den „Lahrer Hinkenden Boten“ vom Mütterdienst hören, werden sich mit freuen über das Anwachsen der Mütterbildungsarbeit. Sie werden der Reichsfrauenführerin, Frau Scholz-Klink, Dank dafür wissen, daß sie mit diesem Werk den Familien und damit unserem ganzen Volk durch die Mütter so viel Gutes und Frohes gab, das alle Frauen um so fester zusammenbindet, je mehr das Arbeits- und Wirtschaftsleben die Kräfte jedes deutschen Menschen beansprucht.

Hermann Erich Busse / Die Brautwahl

In einem Marktgräfler Dorfe, es ruht in der weiten, reichen Obst- und Weinlandschaft fast gleich weit von dem Münster zu Basel und dem zu Freiburg so hart entfernt, kamen in den zwölf Nächten, sogar den Abend auf einem anderen Hof, in der Stube die Burschen mit den Jungfern zusammen, um zu lachen und zu singen. Viele Liebeslieder erklangen, und es wurde Bierewecke (Birnenbrot) und Zuderbrot gebacken, noch von der Weihnacht her übrig geblieben, geknarselt. Bei besonders wohlmeinigen Leuten, wo vorab die Bäuerin eine gute Frau war, da gab es auch Glühwein dazu; denn die Nächte waren voller Kälte und Wind. Die Nächte waren voller Kälte und Wind, und der Schnee lag festgetreten und knirschte, und vor dem Mund blieb Atem in einer Wolke stehen, aber das Licht die lieben Seelen der Jungmänner hielten an, die sich in der warmen Stube aneinander freuten. Rund um den Tisch saßen bis weit in die Nacht hinein, die Jungfern nicht minder, denn wer vor zwölf

Uhr nicht heimgefunden, der brach erst nach ein Uhr auf.

In den Zwölfen, da verkehrten doch die Geister die Sinne und die Wahrnehmungen.

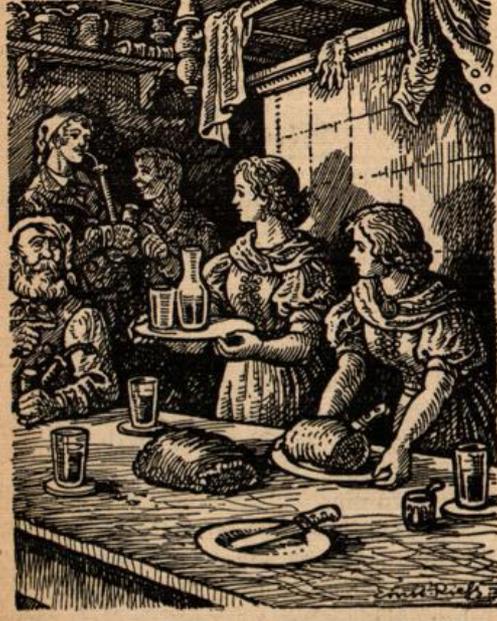
Es trabten ledige Pferde durch die Nacht, es waulten wilde Hunde überm Feld, und Grenzsteine und Wegkreuze und Kapellen, ja Brunnen und Stallschwelle waren keine sicheren Orte mehr. Da ging es um.

Sonntagskinder freilich hatten nichts zu fürchten, die verstanden die Stimmen der Tiere, vorab in der Christnacht, und verstanden die Stimme des Windes und sahen vergrabene Schätze in ihrer Verschwiegenheit leuchten und hatten die standhafte Gewalt, verwandelte und verwunschene Seelen zu erlösen.

Davon erzählten sich leise die Mädchen und Mägde. Heute freilich lachten die meisten über das, was die Mütter noch gläubig fürchten und lieben in solcher Nacht, den Brauch, den Bann, das Besprechen; aber ganz im Innersten dieser zukünftigen jungen Mütter und im In-

nersten der Burschen, die um sie warben, wohnte noch der stille Hang zu diesen unfassbaren Erzählungen, die sie Geistergeschichten nannten.

Als die Jungen wieder einmal im Rotbauern-Heimwesen, wo jetzt noch zwei Mädchen von sechsen zur Freite sich bereit hielten, beisammen saßen, sorgten eben die beiden, Lisbeth und Breni, mit roten Wangen für Trunk und Ukung. Und beide lachten verstohlen nach dem gleichen Kerli hin und machten Augen nach dem blonden, hochgewachsenen Hagistfrieder. Da war es dem Burschen, obschon er als troziger Draufgänger galt weitem, doch bänglich zumut. Er mußte sich entscheiden zwischen der großen, schmalen, dunklen Lisbeth und der zierlichen, blonden Berena. Das war



Und beide lachten verstohlen nach dem gleichen Kerli hin und machten Augen nach dem blonden, hochgewachsenen Hagistfrieder.

verdammt schwer, wenn man für beide brennende Liebe empfand.

Da wand er sich hin und her und wurde still, der sonst das große Wort gern führte, bis der Götti, der im Rotbauernhof, der keinen Meister mehr hatte, die Mannesgewalt ausübte, ein heiterer, kluger Weinbauer, der auch zuweilen Gedichte machte, die Not des Burschen sah, des Sohnes

seines Freundes. Er nahm sich vor, dem Uermsten einen Stoß zu geben, einen „Gink“, wie es im Dorfe heißt, zur Entscheidung hin. Da man aber auf dem Dorfe in anderer Leute Liebesangelegenheit sich einzumischen klüglich und taktvoll meidet, kam ihm eine Liebesfrage zu Hilfe.

Im Gewann Ob-der-Linden an der Basler Straße, die in Basel beginnt und in Freiburg endigt oder umgekehrt, steht ein Kreuz, bei dem sich zwei Wege in der Straße kreuzen, von denen einer gegen die Rebhügel und den Wald hinauf, der andere gegen den Rheinstrom hinunterläuft. Ob-der-Linden ist ein schöner Ruhepunkt in der Landschaft zwischen Rhein und Schwarzwald mit einem Kreuz und zwei mächtigen Bäumen, die zwar Nußbäume sind. Ehemals jedoch konnten hier sehr wohl Linden gestanden haben. Das Kreuz soll ja auch nicht mehr dasselbe sein wie ehemals. Der Götti sagte das so und hub dann also, nachdem die Jungen das süßtraurige Liebeslied von den „Badenkele und Klee“ gesungen hatten, wobei die Rothauertöchter ihre Stimmen ertönen ließen wie Nachtigallen, die Lisbeth hoch und ein wenig scharf, das Breneli die weiche, tiefere Terz dazu, da hub der Götti an zu erzählen, ganz von ungefähr und sah dabei zwischen seinen spitzen Knien hinauf auf den Boden. Er wußte, daß er den Frieder nicht anzuschauen brauchte, die Geschichte wirkte sicherlich.

Es war vor langer Zeit im Ort ein Rotbauernsohn, der alle Jahr ein paar mal Wein fortfuhr nach Basel rheinaufwärts und nach Freiburg rheinabwärts. Er pflegte mit den Köffern guten Umgang und war auch sonst kein unebener Kerl. Bei den Dragonern hatte er gedient und war dort ein Pferdenarr geworden. Er rief er aus, weil man ihn, der mittlerweile das dreißigste Jahr erreichte, zum Heiraten drängte: „Ich hab' mein Herz halt an die Rosß gehängt.“

Doch erfaßte ihn mit eins die rechte Liebe, und zwar mit doppelter Gewalt, so daß er nicht aus noch ein wußte vor Wahlen der Wahl.

In Basel bediente zierlich die Götti

ihres Vaters die Rappenwirtstochter Regula, in Freiburg saß auf dem Tritt am Fenster der Gassstube und stückte und nähte unermüdlich die liebliche Röhle- wirtstochter Angela, und beide hatten weder Schatz noch Mann, als der Rotbauernsohn auf sie ein Auge warf; denn beide waren schön, ebenmäßig und jung. Den Rotbauernsohn verschmähte keine, denn er war stattlich, reich, trank nicht zu viel und hatte Art. Der Liebende konnte sich nicht entscheiden und wollte doch die eine oder andere der Jungfern endlich heimführen. Er fuhr nach Basel und steckte der Regula Freiburger Brezelen in die Schürmentasche, er ritt nach Freiburg und legte der Angela Basler Lederli auf den Nähstuhl und heimste hier wie dort strahlende Blicke und errötend Lächeln ein. Aber je mehr er von diesen süßen, undinglichen Spenden sich streicheln ließ, um so verwirrter wurde sein Herz und um so schwerer ward sein Gewissen; denn er wußte sehr wohl, wie er die Mädchen in Hoffnung liegte. Jedoch war er ein ehrenhafter Mann und wollte es bleiben.

Wie er nun eines Abends noch, es war noch in der Zeit der zwölf Nächte, und der Hengst sollte bewegt werden, aus dem Dorf ritt, die Welt war kahl und kalt, und unterm Himmel jagte ein starker Wind Wolkenseken vor sich hin, während überm Lande kein Lüftchen ging, da sprach er mit dem feurigen Tier wie mit einem Menschen, sprach es um Rat an. Sie waren schon auf dem Heimweg, es ging wohl gegen zwölf Uhr nachts. Die Hufe dröhnten auf dem harten Pfad. Da wieherte der Hengst, warf den Kopf und tänzelte ein wenig auf der Stelle. Der Reiter ließ ihn gewähren und sagte nur: „Ho, ho, was machst denn für Schnecken- sätze?“

Aber da griff das Roß aus. Just fuhr die Oberluft vom Himmelsgewölb, wo die Wolkensepferde jagten, herab auf das Land und pfiff Roß und Reiter um die Ohren und wehte auch Glodenschlag her, zwölf Meilen vom Turm. Der Hengst fuhrwerkte wild und groß, ja ungeschlacht über die Gader, als wolle er den Weg abkürzen.

Dem Rotbauer gefiel das wohl, aber doch wußte er nicht, wohin das letztlich hinausgehen sollte. Und sie erreichten im Hopperdihopp schließlich die Basler Straße, allwo der krumme Weg vom Rhein herauf und der andere Weg von den Reben herunter sie kreuzte. Ob schon der Reiter das Roß



... bis schließlich fern am monderhellsten Himmel der Münsterturm zu Freiburg sichtbar wurde.

zu zwingen trachtete, den Heimweg richtig einzuschlagen, tänzelte und schnaubte es unfolgsam auf der Kreuzungsstelle, wandte sich und trabte gen Basel, verhielt, als gerade der jache Sturm den harten Atem einbehielt, den Schritt, wandte sich abermals und überritt die Kreuzung, war wiederum nicht, so sehr der Rotbauer sich mühte, auf den Heimweg zu bringen, sondern galoppte nun mit lautem Gewieher gen Freiburg. Und sprang dahin, wie von der Windsbraut getragen trotz Sporn und Peitsche und dem lauten Zorn des Reiters, bis schließlich fern am monderhellsten Himmel der Münsterturm zu Freiburg sichtbar wurde und der Reiter sich längst schon dem Willen seines Pferdes, auf einmal wissend geworden, überlassen hatte.

Und so ritt er durch das Tor in Freiburg ein, bevor der Morgen graute. Im „Röhle“ war noch Licht, da feierten Gäste noch, und

der Rothbauer, nunmehr blindlings entschlossen, kürte sich Angela zur Braut.

Lisbeth sagte leise und wurde rot: „Auf der Bühne hinten am Firstbalken hanget dann gewiß der Kopf des Brauthengstes. Der Hagistfrieder und ich haben ihn heute mittag um zwölf, weil er doch die neuen Ziegel eingeseht hat, angeschaut.“

„Wohl, wohl“, sagte der Bötti, „dort hängt er nach altem Brauch.“

Da stand der Hagistfrieder auf, redete sich, daß sein Kopf fast an die Stubendecke stieß, und es krachte ihm in den vollen Gliedern, und er lachte wie erlöst und sagte, die Lisbeth ließ anschauend: „Ja, jetzt mußt du halt dran glauben. Da stiftet der Hengst halt abermals eine Ehe.“

„Geb's Gott, sie ist glücklich“, sagten die

alten Frauen im Ofenwinkel, der Bötti lachte auf den Stockzähnen, das Brennen verdrückte zuerst eine Träne, die ihr silberne wie eine Perle aus den Augen sprang und küßte dann in wahrer Schwesternliebe Lisbeth, die jungen Mannen aber jauchzten umringten erst das glückliche Paar und tranken ihm dann herzlich zu.

Draußen aber, wie in allen geweibten rauhen Nächten, trabten Pferde durch die Dörfer, Schimmel und Rappen, waulten Hunde und konnten Sonntagskinder Stimmen verstehen und Unselige erlösen.

Dem oberrheinischen Dichter Hermann Buse, dem Verfasser der vorstehenden Erzählung, wurde der Johann-Peter-Hebel-Preis des Badischen Ministeriums des Kultus und Unterrichts für 1939 zuerkannt.

Ernst Dohs / Eine Geschichte vom Bier



Als der Winter 1914/15 zu Ende ging, lief durch Dreck und Feuer von Arras bis La Bassée neben vielen andern Grabengerüchten ein wirklich unglaubliches: Das eiserne Infanterieregiment Nr. 169 habe in seinen Reihen neben vielen tapferen Männern aus Lahr und Umgegend einen leidhaftigen Braumeister, der zu Wingles in einer alten Gießerei Bier mache; am nächsten Montag werde das erste ausgegeben.

An diesem Tage, morgens 7 Uhr, standen sämtliche Essenholer je eines Reserve-Bataillons der 169er, 113er und 112er in Doppelreihe vor dem Fabriktor. Zwei Feldgendarmen eilten besorgt auf die Riesenschlange zu; sie brauchten nicht einzugreifen; wohlgeordnet standen die Musketiere stundenlang, geduldig wie nur Soldaten warten können. Jeder trug statt der damals üblichen drei Kochgeschirre viere; daß aber ein einziger Bayer, der unter dem Namen Himmihund bekannt war, gleich fünf Gefäße mitgebracht hatte, wurde allgemein als Frechheit gerügt.

Um 10 Uhr wurde von vorn nach hinten ein Zwischenbericht durchgesagt, das sei noch nicht fertig; aber um 12.15 Uhr werde es fertig sein.

Um 10.30 Uhr kamen Kanoniere, um 11 Uhr Pioniere, die auch von dem guten Trank haben wollten. Um 12 Uhr wurden anmarschierende Karlsrüh-Grenadiere aus Richtung Lens gemeldet.

Ein Etappenschwein packte seinen Rostfront werden? Welches Unheil konnte stehen, wenn der Feind auch nur ein Volltreffer in den Fabrikhof von Wingles setzte!

Ab 1 Uhr ward das Unerhörte lichteit. Jeder Essenholer bekam vier geschirre voll Bier für neun Mann. Der Himmihund aber wurde das fünfte mitgefüllt. Dafür trank er — der Himmihund! — meinen Anteil aus.

Ich stand nämlich gerade wieder einmal Posten, genau wie am 27. Januar an dem der Pole Schipinski über meinen Kaisersgeburtstagschnaps kam.

Daher kann ich nicht bezeugen, wie das erste badische Feldzugsbier in Frankreich geschmeckt hat. Es sei aber noch ein wenig lau gewesen.

Es war einmal

Von Ludwig Finckh



Man lache nicht, aber wer kann wissen, ob nicht dieses wertlose Papier, das ich eben vernichten will, in hundert Jahren ein seltenes „kulturgeschichtliches Dokument“ ist, nur weil die anderen alle dieselben Papiere als überflüssig vernichteten?

Die Zeit wertet um; Altes wird selten. Man muß es nur gehörig lange liegen lassen. Einmal als junger Student schrieb ich eine Ballade an Bismarck; die Verse habe ich nicht mehr, aber kürzlich fand ich den Dankbrief des Altreichskanzlers aus Friedrichsruh von 1896 mit eigener Unterschrift...

Oder — wir hatten in einer Weinlaune an die damals eben berühmt gewordenen „Worpsweder“ Maler geschrieben, irgend einen Ulf. Und nun finde ich ein langes Stück Zigarrenkistendeckel, auf dem alle etwas geantwortet hatten: Maden von dem, Hans am Ende, Heinrich Bogeler, Otto Moderjohn, Otto Sohn-Rethel, Karlstrub, Erich Overbeck, — der schrieb: „Vorwährendes wird für Sie noch an Wert genommen, weil es mit einem Finger mit Blutvergiftung geschrieben ist.“ Heute fand ich eine Rechnung auf blauem Papier: „Albert Schott, Gasthof am Goldenen Ochsen. Reutlingen den 14. November 1867.“

„14. Nov. 45 Couverts a 2 fl. 30 kr. = 12 fl. 30 kr.“
Wie? Höre ich recht?
Das war der Hochzeitschmaus meiner

Eltern! 14. Nov. 1867 hatten der Apotheker Rudolf Finckh und die Agnes Grathwohl, Stadtschultheisentochter, in Reutlingen Hochzeit. 45 Bedede? Nein, am Schlusse steht: „Ab 1 Couvert, da es nur 44 Personen waren.“

Und was bekamen sie auf der Hochzeitstafel? Das verschweigt die Rechnung; es ist nur die reine Rechnung:

2 Couverts aus dem Haus 5 fl.
12 Kinder und Mägde a 48 kr. 9.36
1 Essen für den Knecht 48.
Hochzeitswein 66 Flaschen a 30. 33 fl.
(Wie mäßig: 44 Leute tranken 66 Flaschen!)
Kinder und Mägde dito a 24 = 4.48.
44 Tassen Cafe a 6 = 4.24.
5 Kutschen, 5 Essen a 24 = 2.
(Aha, die Kutscher!)
dito 5 Flaschen Wein und Brot 1.30.
2 Polizeidiener: 2 Essen a 24 = 48.
(Das waren die 2 Polizeidiener der Stadt Reutlingen!)
dito 2 Flaschen Wein und Brot 1.36.

175 fl.
ab 2.30

und darunter: per acquit 172.30
A. Schott zum Ochsen.“

Herrn Apotheker Finckh dahier.

Also so fing es an mit meinen Eltern. Und niemand kam zu kurz. Die Mägde, die Kinder, die Knechte, die Kutscher, die Polizeidiener bekamen zu essen und zu trinken.

Darum: bewahret alle eure Hochzeitsrechnungen auf für eure Enkel, 100 Jahre zum mindesten, sie sprechen Bände!

Der kaiserliche Esel

Nach einer Chronik erzählt von Erich Runter

In einem Kriege der Oesterreicher gegen die Franzosen bekamen einst die Einwohner eines schwäbischen Fleckens Einquartierung. Der Adlerwirt hatte den Quartier Franz Kemngott zu beherbergen.

Und der brachte am zweiten Tag einen kranken, lahmen Esel daher. „Der Graue kann den Marsch nicht weiter mitmachen“, sagte der Soldat zu dem Wirt. „Aber ich möchte ihn nicht zum Abdecker bringen.“

Nehmt ihn mir in Kost und Pflege. Ihr bekommt es gut bezahlt. In wenigen Wochen wird der Feldzug beendet sein; dann hole ich den Regimentsesel wieder ab."

Der Wirt war's zufrieden. Er erhielt drei Gulden Angeld für die Eselsverpflegung.

Am dritten Tage seines Aufenthalts im quartiergehenden Städtchen lernte Franz Renngott die Tochter des Bäckermeisters Luz kennen. Die jungen Leute verliebten sich ebenso schnell wie ernsthaft ineinander. Und als Franz am siebenten Tage weiter gen Welschland reiten mußte, war es beiden schwer ums Herz. Franz tröstete die Sabine: „Bald kehre ich zurück. Dann hole ich meinen Esel ab. Und dich dazu, — auf mein kleines Gut in der Wachau. Du hast doch Lust und Liebe, eine Bäuerin zu werden?"

„Lust und Liebe, deine Frau zu werden", sagte sie herzlich, „ob als Bäuerin oder als sonstwas."

Und ihr Vater meinte dazu: „Schon recht, wenn er brav und gesund wiederkommt und dann ehrsam um mein Töchterchen freit."

Aber es nahmen viele Monde zu und ab, und niemand hörte mehr etwas von dem Furier Franz Renngott. Darüber war Sabine traurig und der Adlerwirt erbost. Außer den drei Gulden hatte er bisher kein Kostgeld für den Esel erhalten, der in guter Ruh und bei mäßigem Futter wohl gesundete. Briefe an den Auftraggeber und an seinen Truppenteil verfehlten ihr Ziel oder wurden nicht beantwortet. Wer bezahlte alsdann die Unterhaltskosten, die nach und nach auf hundert Gulden anliefen?

Der Wirt, der trotz seines Reichthums recht übellaunisch und ein rechter Prozeßmichel war, bestürmte Ämter und Behörden, setzte Rechtsanwälte und Berater in Nahrung und mästete dadurch die Rechnung im Laufe der Zeit auf dreihundert Gulden. Der lahme Esel wurde schließlich teurer als das edelste Pferd aus dem Marstall des Kaisers. Man beschrieb deswegen Stöße von Alten, als wär's

die wichtigste Staatsaktion. Beschwerden führend wandte sich der Adlerwirt auch an den Herzog und sogar an den Kaiser. Das „klagende Maultier" sei doch ein „kaiserlicher Esel", gab er zu bedenken und daher die kaiserliche Kasse zur Zahlung verpflichtet. Das betreffende Rassenamt konnte sich jedoch nicht zu dieser Auffassung bekennen; die Sache sei sehr unklar, der Gesuchsteller habe keinen amtlichen Ausweis für den Esel und er möge sich an den auftraggebenden Furier wenden, der die Verantwortung für diese Maßnahme habe, und ohne den kein Entscheid möglich sei.

Der Mann indessen, der hier von so entscheidender Bedeutung war, konnte nicht ausfindig gemacht werden und blieb verschollen.

Da wollte der Wirt schließlich den Esel für ein paar Gulden dem Abdecker verkaufen. Von diesem Vorhaben erhielt die Sabine Kunde. Flugs begab sie sich zum Adlerwirt und sagte zu ihm: „Gib Euch der Abdecker 12 Gulden für den Esel, so biete ich Euch zwanzig. Ein geschlagen?"

Sie wurden handelseinig.

„Wenn Ihr den Mann nicht kriegt, habt Ihr doch nun wenigstens seinen Esel", höhnte der Wirt, indem er die zwanzig Gulden einstrich. Die große Rechnung aber über hundert Gulden standen dem Mehrfachen davon an sonst entstandenen Kosten blieb unbezahlt.

Wieder kamen Sommer und Winter, und dann trat im Frühjahr eines Tages ein Invalide in die Wirtschaft „zum Adler". Es war Franz Renngott. Er hatte ein Holzbein und sah etwas wahrlos aus, aber der Wirt erkannte ihn doch.

„Recht so, daß Ihr kommt", hub er als bald an, ehe er dem Gast noch Speis und Trank gebracht hatte, „und Euch auf Eure Pflicht besinnt, die Rechnung für die Eselsfütterung zu zahlen. Da habt Ihr aber schön was angerichtet. Kraset aber schön was zusammen, um den Schaden wiedergutzumachen!"

Eilig brachte er die Papiere hervor und präsentierte dem entsetzten Gast die ungeheuerliche Rechnung samt Zinsforderung. „Wenn ich gezwungen würde, das zu bezahlen, Adlerwirt“, sagte der Stelzfuß, „müßte ich mein väterliches Erbteil, Haus und Hof verkaufen. Um eines Esels willen. Wäre eine rechte Narretei.“ „Könnt Euch ja rechtens um Kostenersatz an Euer Regiment wenden“, schlug der Wirt unfreundlich vor. Über das zerschrockene Gesicht des Invaliden huschte ein Schatten. „Das Regiment, Adlerwirt?“ fragte er düster, und dem Wirt wurde unter dem starren harten Blick der blauen Augen unbehaglich zumute. „Das Regiment ist nicht mehr. Das schläft in fremder Erde. Nur ich und ein paar Kameraden kamen mit Mühe und Not davon, an Leib und Seele geschädigt.“ Der Wirt stand einen Augenblick unannehmlich berührt. Dann aber raffte er sich zu neuem Angriff auf. Es ging hier um Geld und um sein vermeintlich gutes Recht. Fort drum mit Gefühlsheeleien! „Dann haltet Euch mit der Rechnung an den Kaiser“, sagte er hitzig und böse, „ich halte mich an Euch, denn Ihr waret mein Auftraggeber. Auf alle Fälle bezahlt Ihr mich, und sollte es mit Eurem Erbteil sein.“ Der ausgediente Soldat erkannte wohl, daß er es hier mit einem gefährlichen Wackertopf zu tun hatte, der ihm eine üble Nase einbrochen mochte. „Wie konntet Ihr so unvernünftig handeln“, versetzte er bitterlich, „und die Sache so auszuwaschen, daß sie dermaßen in unsinnige Wunden läuft?! Das hab ich Euch nicht geheißen und lag auch nicht im Sinn eines heillosen Abkommens. Wo habt Ihr denn jetzt das heillos Maultier?“ „Dankt's mir, daß ich seit langem der Sache ein Ende machte und den Esel veräußerte. Denn sonst müßtet Ihr noch viel mehr zahlen.“ „Ja, und wofür soll ich dann zahlen, wenn ich mein Eigentum nicht mal wiederherbekomme?“ „Meinen von Euch verursachten Schaden sollt Ihr bezahlen“, brauste der Wirt auf,

„andernfalls gehe ich von neuem vors Gericht.“

„Nun denn, mein Lieber“, entgegnete der Soldat ruhig, „so klaget meinethalben. Und wir wollen sehen, ob ich für etwas, was ich Euch zu treuen Händen gab und nicht zurückerhielt, auch noch zahlen muß.“



Über das zerschrockene Gesicht des Invaliden huschte ein Schatten.

Mit diesen Worten stetzte er zur Tür, drehte sich aber nochmals um und sagte mit erhobener Stimme scharf und knapp: „Im übrigen könnt Ihr Euch trösten, Adlerwirt. Denn Ihr habt in diesem Fall nur Eure Gulden für den Kaiser geopfert und seid bei der Esolei bloß selber zum Esel geworden; ich aber habe für den Kaiser mein Bein geopfert und bin zum Krüppel geworden.“

Dann ging Franz Kenngott zum Bäckermeister Lutz, wo er freundlichere Aufnahme fand als soeben beim Nachbarn.

„Sabine“, sagte der Heimkehrer leise und bedrückt, „nicht gesund und mit geraden Gliedern komme ich zurück, sondern als Krüppel. Und vielleicht obendrein als Bettler. Und so einer darf nicht um dich freien. Aber wiedersehen wollt ich dich noch einmal. Das ist gewiß auch erlaubt, gelt, Vater?“

Der alte Luz brummelte gutmütig etwas und bewirtete seinen Gast. Der erzählte von seinem herben Geschick und seiner Kriegsgefangenschaft und zuletzt von der peinlichen Überraschung vorhin beim Adlerwirt. Da erfuhr endlich der Franz, daß die Sabine das Maultier gekauft hatte, damit er nach seiner Entlassung aus dem Kriegsdienst den Esel mitnehmen könne und sie dazu, wie er ihr beim Abschied damals versprochen hatte ..

Also hatte sie treu auf ihn gewartet, an ihn und seine Treue fest geglaubt. Da wurde ihm das Herz warm und ein Jauchzen kam aus seiner Brust. —

Am andern Tag erschien der Adlerwirt mit seinem Rechtswalter beim Bäcker Luz. Der Advokat hatte seiner Partei gesagt, daß es wohl geraten sei, den Esel zurückzukaufen, ehe man den Gerichtsstreit deswegen neu betreibe.

Der Adlerwirt äußerte sein Begehren. Der biedere Bäcker steckte die Hände in die Hosentaschen und meinte gemütlich: „Der Esel ist mir eigentlich nicht feil; wenn

Ihr mir aber tausend Gulden dafür gebt, könnt Ihr ihn haben.“

„Was“, fuhr der Wirt auf, „seid Ihr des Teufels!“ Ein Esel gilt doch höchstens zwanzig, dreißig Gulden.“

„Ei, ei“, erwiderte Luz, „dreißig Silberlinge, einen Judaslohn, wollt Ihr mir dafür geben! Euch ist er aber doch auch etliche hundert Gulden wert, warum dann mir nicht tausend?! Dies ist nun mal ein besonderer Esel, wie man ihn selten findet!“

Das klang wie Hohn hinter den Herren drein, die wütend davongingen.

Der Adlerwirt hatte seine Klage nicht wieder anhängig gemacht, gewiß zu seinem Vorteil. Denn welcher Gerichtshof hätte wohl so geurteilt, daß die Unterhaltskosten für einen Esel das Hab und Gut eines tapferen Vaterlandsverteidigers auf fraßen! Der gesunde Menschenverstand entschied hier zweifellos für den braven Franz Renngott, und im Einvernehmen damit entschied sich das Schicksal für seine und seiner Sabine Glück.

Der Haß der Magd / Von Karl Berner

Als Brigitte Machold bei der Witwe Ambühl in Dienst trat, war sie just der Volksschule des alten Altmannstädtchens entwachsen. Sie kam aus Enge und Dürftigkeit. In der elterlichen Hütte roch es nach feuchten Mauern; vom Fenster aus, dem einzigen der weißgetünchten Stube, sah man den Friedhof. Dort legte die Sonne die Strahlen auf jedes Grab; die ärmliche Stube, deren Fenster nach Norden ging, lag immer im Schatten.

So kam es denn, daß die kleine Brigitte einmal ein Wort hörte, das sie nie vergaß, obwohl sie es in seinem verborgenen Sinn, seiner hoffnungslosen Traurigkeit damals nicht verstand. Mutter und Kind waren an jenem Tag allein in der Stube, und Brigitte sah immer wieder nach der bleichen Frau, die im Lehnstuhl am offenen Fenster saß und still hinüber nach dem Friedhof blickte, wo der Zierat

der Gräber im Sonnenlichte funkelte. „Dort ist die Sonne“ — die Mutter sagte es leise vor sich hin. Bald lag die Sonne auch auf dem Grab der Mutter.

Als Brigitte zum erstenmal die Stube der Witwe Ambühl betrat, nachdem sie sich durch den dunkeln Flur getastet hatte, stand sie geblendet und befangen vor der schwarzgekleideten Frau. Durch das offene Fenster flutete Sonnenlicht, spiegelte sich im Messing der Hängelampe, gab dem blauen Rachelofen einen feinen Schimmer und wärmte einen prächtigen Kater, der zusammengerollt mitten in der Stube lag.

„Laß dich ansehen, Brigitte.“ Frau Ambühl hob der Schüchternen das Kinn und legte ihr die Linke leicht auf den Scheitel. Das junge Mädchen fühlte sich geborgen in dieser sanften Haft, und seine Befangenheit schwand, als es in die Augen blickte. „Wir haben beide etwas gemein.“

er gebes auf dem Gottesader und werden
einander auskommen", meinte die
we.

angsam wichen die Schatten einer
lofen Kindheit aus der Seele des
dchens. Brigitte blühte auf in dem
nigen Frieden dieses Hauses. Der
gen Magd war es ein süßer Zwang,
Bestes zu tun, und ein heimliches
machte ihr die Arbeit leicht: sie
eine zweite Mutter gefunden. Wenn
u Ambühl sie lobte, konnte sie vor
ende erröten wie ein Schulmädchen.
wenn sie auf dem Speicher zu tun
oder in den Keller hinabstieg, blieb
Mezerich, der Kater, wie ein artiges
ndlein ihr zur Seite.

In einem schönen Maisontag war's,
stand auf dem Kaffeetisch ein Gugel-
den der Bäckerjunge gebracht hatte.
u Ambühl war ein paar Tage bett-
rig gewesen. „Den Gugelhopf“, sagte
„habe ich gestern bei der Bäckerbase
ellt, als sie mich besuchte. Heute vor
Jahren bist du bei mir eingetreten.
weil wir bis jetzt gut miteinander
gekommen sind, soll uns der Gugel-
schmecken.“ Die Augen der Frau
ten mit Wohlgefallen auf dem hübschen
ädchen, das lächelnd den Kaffee in die
nen goß. „Und jetzt, Brigitte“, — ein
elm sah der Frau aus den Augen —
st will ich dir ein Wort unseres Johann
er Hebel sagen: De bisch kei Mai-
meh, de bisch jeh e Maidli.“

Dieser Meinung war auch der junge
binder, der im Erdgeschoß des Hauses
en Laden hatte. Er war zugleich der
gelte und Schreibwarenhändler des
dchens, und es war nicht verwunder-
schimmte, daß die jungen Mädchen allerlei bei
Kater, den zu kaufen hatten; denn er war ein
Stube lagender, schlanker Bursche, hatte die
e.“ Frau Ambühl gesehen und konnte lustig und unter-
das Kind plaudern. Brigitte hörte ihm
auf dem zu, wenn er zu ihrer Herrin herauf-
fühlte. Das geschah dann und wann an reg-
und sonnigen Sonntagnachmittagen. Dann
in glücklichen sie zu dritt am sonntäglich gedeckten
ide etw.

bald, daß der Sonntagsgast nicht bloß
ihretwegen kam, und sie freute sich heim-
lich, wenn die scheue Brigitte den Er-
zählungen des Vielgewanderten lauschte
und wohl auch bei einer drolligen Einzel-
heit laut auflacht. Als Frau Ambühl
dem lustigen Wandervogel verriet, Bri-
gitte sei ein Christkindlein und am
heiligen Abend zur Welt gekommen, fragte
Wilhelm Bohl seine junge Tischgenossin,
ob er auch zur Krippe kommen dürfe, um
ihr seine Verehrung kund zu tun. Gold
und Myrrhen habe er nicht; aber auch
dem göttlichen Christkind sei ein treues
Herz lieber gewesen als alle Schätze der
Welt. Frau Ambühl kam der Errötenden
zu Hilfe. „Trinken Sie Ihren Kaffee,
Herr Bohl, er wird sonst kalt.“

*

Auf dem Lindenplatz, wo das Haus der
Frau Ambühl stand, wurden die Bäume
kahl; Novemberstürme trieben graue
Wolkenherden über das Städtchen, und
just am ersten Advent fiel der erste
Schnee. Brigitte aber erlebte ihre junge
Liebe als ein heimliches Wunder. Wil-
helm Bohl und Brigitte Machold sagten
immer noch Sie zueinander. Aber in
beider Herzen blühte schon das bindende
Du. Beide hatten sich gewandelt. Der
lustige Meister war ernster geworden, und
es zeigte sich, daß hinter dem Spatzvogel
ein klug rechnender Geschäftsmann steckte,
der das Leben ernst nahm, wo es Ernst
verlangte. Und Brigitte? Wenige Tage
vor Weihnachten hörte Frau Ambühl,
was sie noch nie gehört hatte: Brigitte
sang . . . sang während sie in der Küche
hantierte: „O du fröhliche, o du selige,
gnadenbringende Weihnachtszeit!“ Frau
Ambühl, die in der warmen Stube saß,
nickte und sagte lächelnd vor sich hin: „Ja,
ja . . .“ Mezerich aber, der Kater, kam
unter dem Ofen hervor, machte einen
Buckel, stellte sich vor die Türe und gab
durch anhaltendes Miauen zu verstehen,
daß er hinaus wolle zur Sängerin. Nach
seiner Gewohnheit begleitete er Brigitte,
die im Schopf Holz holte. Als sie über
den Hof schritt, sanken langsam große

Floeden zur Erde. Miezereich machte in jugendlicher Unerfahrenheit seltsame Luftsprünge, um die schwebenden Dinger zu erhaschen. Das war so unwiderstehlich drollig, daß Brigitte hell auflachte. Wilhelm Bohl hörte in der Werkstatt dieses Lachen, und sein Herz lachte mit.

Es war das erstemal in ihrer Witwenzeit, daß Frau Ambühl einen Christbaum haben wollte. Sie und Brigitte schmückten ihn, und Wilhelm Bohl, bei dem alle Welt den Baumschmuck kaufte, wurde als Sachverständiger beigezogen. Am heiligen Abend sperrte Frau Ambühl ihre Magd in die dunkle Kammer neben der Wohnstube. Brigitte ließ es sich lachend gefallen. Als sich ihr Gefängnis wieder aufthat, strahlten die Kerzen des Baumes und füllten die Stube mit goldenem Glanz. „Mein Christkindchen, Brigitte, kriegst du erst nachher; aber sieh, was unter dem Baum liegt.“ Dort lag ein Buch, von Stechpalmen und Tannenzweigen umrahmt. Es war kunstvoll in rotes Leder gebunden; eingepreßte goldene Lettern verkündeten der Ueberraschten, daß sie Johann Peter Hebel's alemannische Gedichte in den Händen hielt. „Du kennst den Künstler, Brigitte. Aber lies, was innen auf der ersten Seite geschrieben steht.“ Dort waren in zierlicher Rundschrift die Worte aus Hans und Berene zu lesen:

Es gefällt mer nummen Cini,
un felli gefällt mer gwiß!

„Gefällt er dir auch?“ Frau Ambühl lächelte, und der glücklichen Brigitte schoß das Blut in die Wangen.

„Liebe Frau Ambühl . . .“

Da packte die Herrin ihre Magd bei den Ohren und küßte sie auf die Stirne. „Und jetzt sollst du das Geschenk haben, das ich dir versprochen habe.“ Frau Ambühl verschwand im Hausgang, kam aber gleich wieder mit Wilhelm Bohl zurück. „Und jetzt hole ich da drinnen den Verlobungspunsch.“

Als Frau Ambühl aus der Kammer wieder in die Stube trat, hielt Wilhelm

Bohl die erglühende Brigitte in den Armen und küßte sie.

*

Als die Anemonen blühten, nähte Brigitte an ihrer Aussteuer. Im Sommer dröhnten die Donner des großen Krieges. Und als der Herbstwind im Gärtchen wehte, spielte, lag Wilhelm Bohl in einem Soldatengrab und wußte nichts mehr von Liebe und Kampf. Brigitte weinte nicht. Sie tat ihre Arbeit gewissenhaft und immer, sprach aber nur, wenn sie gefragt wurde. Wie eine Nachtwandlerin kroch sie durch das Haus. Frau Ambühl sah sich um sie und umfing sie mit mütterlicher Liebe. Aber die Starrheit wollte nicht weichen.

Um die Weihnachtszeit wagte Brigitte eine überraschende Bitte. Sie wollte wieder einen Christbaum haben. Frau Ambühl schmückte sie schweigend mit allem, was Wilhelm Bohl vor einem Jahr in der liebendem Herzen gespendet hatte. Frau Ambühl ließ sie gewähren, wurde aber eine heimliche Angst nicht los.

Der heilige Abend kam still und wolkenlos, nachdem tagsüber der Föhn die kahlen Bäume geschüttelt und da dort einen Siegel auf die Gasse geworfen hatte. In der Stube der Frau Ambühl leuchtete der Christbaum. Frau Ambühl saß im Lehnstuhl. Ihr Blick streifte nicht stohlen das Gesicht des Mädchens, das neben ihr stand. Brigitte sah nach der Ferne. Ihre Seele irrte im nächtlichen Dunkel auf fremder Erde und suchte ein Grab. Es war ganz still in der Stube, nur dann und wann hörte man ein leises Knistern. Und in diese Stille herein flüchtete das Lied: O du fröhliche, o du selig gnadenbringende Weihnachtszeit . . . durch eine Wand von den beiden Seiten trennt, sangen es die Kinder des Nachbars. Brigitte legte die Hand über die Augen. Frau Ambühl faßte die andere die schlaff herabhing. Und schon küßte Brigitte zu ihren Füßen und bettete die Haupt in ihren Schoß.

„Liebes Kind . . .“

Ein Schluchzen schüttelte den jungen
Frau Ambühl strich der Weinen-
sanft übers Haar, immer wieder.
Der Krieg hatte ausgetobt; der Hunger
und die Armut. Brigitte hatte es
ernst, ihr Leid am größeren der andern
messen. Manchmal in einsamen Stun-
den dachte sie ihres toten Glückes, wie
wohl in wehmütiger Erinnerung an
ihren Grabe steht, wenn draußen das
Leben auf uns wartet. Das Leben der
Magd war freilich nicht, was
den Mädchen ersehnen. Es kreiste in
der Luft, wortfarger Dankbarkeit um die
Liebe, die ihr, der Vereinsamten, Heimat
geschenkt hatte. Mancher
sah verlangend nach dem hübschen
Mädchen, das in seiner stillen Art so ganz
anders war als die andern. Wenn aber
Frau Ambühl lächelnd eine Andeutung
machte, fragte Brigitte mit leichtem Er-
widern: "Darf ich nicht bei Ihnen
leben?" Dann sagte Frau Ambühl:
"Du liebes Ding!" — packte die Glück-
seligen bei den Ohren und küßte sie auf den
Mund.

Die Jahre kamen und gingen und leg-
ten einen silbernen Schimmer auf das
Leben der Frau Ambühl. Sie fing an zu
zittern. Manchmal konnte sie tagelang
aus dem Bett nicht verlassen. Dann war Bri-
gitte eine Pflegerin, der sogar der Haus-
vater, dessen Verbtheit gefürchtet war, un-
begrenzt Lob spendete. Aber
immer wieder kamen Zeiten, wo Frau
Ambühl sich wohl fühlte und Brigitte
wehmütete. Dann saßen sie an schönen
Tagen auf der Laube hinter dem
Haus, wo man die waldbedeckten Höhen
sehen konnte, und ein neuer Mezierich leistete ihnen
Hilfschaft. Der alte war den Weg aller
Dinge gegangen. Man hielt sein Anden-
ken in Ehren; denn er war lieb und nett
gewesen, ein rabiater Mäusejäger gewesen,
als seine Stunde gekommen war,
so er sich ohne klagendes Miau in
seinem Schicksal gefügt, das auch den Zwei-
gigen beschieden ist. Sein Nachfolger
kam als Laubengast auf seine Art zur
Welt, Er spielte mit der
Pflügel, die ihm Brigitte überließ,

und Herrin und Magd mußten ihr Ge-
spräch unterbrechen, wenn der Vierbeinige
allzu sehr rumorte.

In solchen Stunden geschah es wohl,
daß Frau Ambühl von ihrem Sohne
sprach. Er war ihr einziges Kind, und



Manchmal in einsamen Stunden dachte Brigitte ihres
toten Glückes.

wenn die Mutter mit glücklichem Lächeln
von ihm erzählte, fühlte Brigitte einen
leisen Schmerz und schalt sich darob. War
es nicht natürlich, daß die Mutter den
Sohn mehr liebte, daß das Blut stärker
band als menschliche Güte? Brigitte
wußte überdies, daß Frau Ambühl auf
ihren Sohn stolz sein konnte. Er wohnte
in einer großen norddeutschen Stadt und
stand an der Spitze eines gewaltigen
Unternehmens, das er mit ungewöhn-
licher Tatkraft gefördert hatte. Er hatte
sich keine Lebensgefährtin gewählt, und
Frau Ambühl war der Meinung, er sei
eben mit seinem Geschäft verheiratet.
Wenn er seine Mutter besuchte, ließ er
sich ihre Zärtlichkeit lächelnd gefallen;
aber Brigitte kam es so vor, als sei ihm

die Liebe der Mutter nicht eine kostbare Himmelsgabe, sondern etwas Selbstverständliches. Wenn Helmut Ambühl mit seiner Mutter Schach spielte, wie er es als Schüler oft getan hatte, fragte sich Brigitte, ob die Menschen für ihn nicht Schachfiguren seien, mit denen er klug und zielbewußt spielte. Die Mutter? War sie mehr als die Königin des Spiels?

Brigitte hatte sich nicht über ihn zu beklagen. Er behandelte sie mit einer ungezwungenen, etwas kühlen Höflichkeit und machte kein Hehl daraus, daß er ihr seiner Mutter wegen Dank schulde. Diesen Dank gab er nicht bloß in Worten kund. Wenn er ihn dann in die Tat umsetzte, geschah es in so feinfühligere Weise, daß Brigitte keinen Widerspruch wagte. Aber immer wieder überfiel es sie mit schmerzender Klarheit: die Mutter dieses Mannes hatte ihr in uner-schöpflicher Güte stilles Glück, Trost und Heimat gegeben — die Mutterliebe gehörte dem Sohne. Brigitte hatte Augenblicke, wo sie mit einem dumpfen Gefühl des Hasses in diesem Sohne den Eindringling sah, der ihr die Mutter geraubt hatte. Dann klagte sie sich in heißer Scham der Undankbarkeit an und wurde irre an sich selbst.

*

Es war an einem schönen Sommertag, da lag Frau Ambühl blaß und müde in den Kissen. Das Fenster stand offen, und wenn die Kranke die Augen aufschlug, sah sie in die grünen Wipfel des Platzes, wo sie als Kind gespielt hatte. Helmut Ambühl hatte den berühmten Kliniker der nahen Universitätsstadt die Treppe hinab begleitet. Als er zurückkam, stand Brigitte unter der Küchentür, eine angstvolle Frage in den Augen.

„Der Geheimrat gibt keine Hoffnung: die Mutter muß sterben.“ Helmut Ambühl sagte es mit gedämpfter Stimme und kehrte zu der Kranken zurück. Brigitte lehnte zitternd am Küchenschrank. Ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit kam

über sie. Leise sagte sie vor sich hin: „Meine Mutter muß sterben.“

Helmut Ambühl sah ihren Schmerz und suchte sie zu trösten. „Nehmen Sie es nicht zu schwer. Die Mutter wird ruhig und schmerzlos hinüberschlummern.“

Auch mit dieser Voraussage sollte der Geheimrat recht behalten. Die letzten Stunden der Kranken waren ein kaum unterbrochener Schlummer. Einmal, als Brigitte ihr die Kissen zurecht rückte, fragte sie leise, ohne die Augen zu öffnen: „Bist du da, Helmut?“

„Ja, Mutter, ich bin immer bei dir.“ Da lächelte die Kranke und nahm ihr Mutterglück hinüber ins verdämmerte Bewußtsein. In Brigittens Seele aber quoll wieder die Bitterkeit empor, wie sie Enterbte heimsucht. In der folgenden Nacht wachte sie bei der Kranken. Sie hoffte auf einen lichten Augenblick, auf ein letztes gütiges Wort. Frau Ambühl blieb still. Sie war schon weit weg von dieser Erde, und nur ein Traum ging vielleicht noch mit ihr bis dorthin, wo auch die Träume scheiden.

Der Morgen kam. Ein leichter Wind wiegte die grünen Kronen auf dem Platz; durch das offene Fenster schwebte das Lied einer Amsel in die stille Kammer wie ein wunderbar ergreifender Scheidegruß. Am Bett saß Helmut Ambühl; er hielt die Hand der Mutter in seinen und streichelte sie sanft. Brigitte sah, daß die Sterbende mit leisem Druck die Liebkosungen erwiderte. Dieser Druck einer schwachen Hand stieß die Magd zu einer Einsamkeit, vor der ihr graute. Und wieder regte sich der bittere Groll. Er geschah etwas, seltsam und erschütternd: das Herz der Sterbenden begann laut zu klopfen, klopfte langsam, stark und schnell — immerfort — immerfort — mit dumpfem Ton, der die Kammer füllte, der wie ein Hammerschlag auf die bleiche Magd niederfiel und jede unedle Regung in Stillen schlug. Und als das tapfere, treue Herz diesen letzten Sieg errungen hatte, fiel es still.

